

**Der falsche Held. Paul von Lettow-Vorbeck
und der deutsche Kolonialismus**

von Dr. Rolf Helfert

Herausgeber: Steglitz Museum

Berlin 2016

Inhalt

1. Zur Thematik und Fragestellung	4
2. Die Frühzeit des Paul von Lettow-Vorbeck	7
2.1 Familie und Kindheit	7
2.2 Im Kadettenkorps	8
2.3 Die militärische Laufbahn	9
3. Zur Eigenart des Kolonialimperialismus	10
4. Entstehung und Frühgeschichte der deutschen Kolonien	13
4.1 Das brandenburgische „Kolonialreich“	13
4.2 Das „zweite“ deutsche Kolonialreich	14
4.2.1 Die Gründung der deutschen Kolonien	14
4.2.2 Bismarcks kolonialpolitische Motive	16
4.2.3 Vorstellungen und Ziele der Kolonialimperialisten	17
4.2.4 Von der Handels- zur Staatskolonie	18
5. Zur inneren Struktur deutscher Kolonien	20
5.1. Das Verfassungs- und Verwaltungssystem	20
5.1.1 Die staatsrechtliche Situation der Schutzgebiete	20
5.1.2 Das koloniale Verwaltungssystem	21
5.1.3 Das Militär	22
5.2 Zur kolonialen Wirtschaft	22
5.3 „Zivilisatorische Mission“ und die Praxis der „Strafen“	23
6. Lettow-Vorbeck als Kolonialoffizier	24
6.1 Der „Boxeraufstand“	24
6.2 Der Aufstand in Deutsch-Südwestafrika	26
6.3 Zwischen den Kriegen	28
7. Lettow-Vorbeck und der Krieg in Deutsch-Ostafrika (1914-1918)	29

7.1 Die Situation in Deutsch-Ostafrika	29
7.2 Die Strategie des Paul von Lettow-Vorbeck	31
7.2.1 Die erste Phase des Krieges.....	31
7.2.2 Lettow-Vorbecks Auseinandersetzung mit Gouverneur Schnee.....	33
7.2.3 Die Legende von der „Kräftebindung“	35
7.3 „Treue Askaris“?	36
7.4 Die zweite Kriegsphase – Odyssee in die Niederlage	38
7.5 Aufstände, Terror, „verbrannte Erde“	39
8. Der Propagandist des Kolonialismus.....	41
8.1 Die Stilisierung zum „Helden“	41
8.2 Geschworener Feind der Republik	43
8.3 Kolonialistische Agitation und missglückte Parteipolitik	46
9. Lettow-Vorbeck im „Dritten Reich“	49
9.1 Die grundsätzliche Übereinstimmung	49
9.2 Lettow-Vorbeck als militärisches Idol	50
9.3 Der gescheiterte Propagandist	51
9.4 Loyal bis zum Schluss	52
10. Unbelehrbar, verehrt, kritisiert	53
10.1 Alt-neue Propaganda	53
10.2 Das „Nachleben“	54
11. Literatur	55

1. Zur Thematik und Fragestellung

Die ganze Kolonisationspolitik ist ein Blödsinn. Jeder hat sich da zu bewähren, wohin ihn Gott gestellt hat, nicht in einem fremden Nest.

Theodor Fontane ¹

In den Jahren des Ersten Weltkriegs avancierte Paul von Lettow-Vorbeck (1870-1964) zu einem der berühmtesten deutschen Generäle. Jahrzehntlang galt er als „im Feld unbesiegt“, ein ritterlicher Kämpfer, dessen afrikanische Soldaten ihm „treu“ zur Seite standen.

Lettow-Vorbecks „Ehrenhaftigkeit“ sollte den deutschen Anspruch untermauern, die 1918/19 verlorenen Kolonien zurückzuerhalten. Dass ihn sogar ehemalige britische Kriegsgegner verehrten, trug zu dieser Legende ebenso bei wie die romantische „Heia-Safari!“-Exotik des weit entfernten afrikanischen Kriegsschauplatzes. Noch in den 50er-Jahren hörten Tausende die Afrika-Vorträge des alten Generals.

Von August 1914 bis Ende November 1918 hatte Lettow-Vorbeck die Kolonie „Deutsch-Ostafrika“ gegen alliierte Truppen verteidigt. Am Ende ging Deutsch-Ostafrika dennoch verloren – wie die übrigen deutschen Kolonien, die meist schon nach wenigen Monaten aufgaben.

Auch die – letztlich zwecklose – Verteidigung Kiautschous gegen eine große Übermacht bis November 1914 und das Abtauchen des Hauptmanns Hermann Detzner mit wenigen Getreuen im Busch von Papua-Neuguinea stilisierte die kaiserliche Propaganda zu ähnlichen, längst vergessenen Mythen. (Berühmt wurde der „Flieger von Kiautschou“, Günter Plüschow, der ein „Ehrengrab“ auf dem Parkfriedhof Lichterfelde erhielt).

Anders als Detzner oder Plüschow verbreitete jedoch Lettow-Vorbeck seit 1918/19 eine politische Botschaft. Intensiv propagierte der General in der deutschen Öffentlichkeit das Prinzip der kolonialen Herrenrasse, forderte „Lebensraum“ zu gewinnen, bejahte Krieg und Großmachtpolitik, bekämpfte die Demokratie und lobte den Nationalsozialismus.

Wegen seiner Teilnahme am Kapp-Putsch wurde Lettow-Vorbeck 1920 aus dem Militär entlassen. Unentwegt agitierte er mittels Büchern und Vorträgen für seine kolonialimperialistischen Träume. Bis er starb, genoss Lettow-Vorbeck in Teilen der deutschen Öffentlichkeit ein hohes Ansehen. Zwei deutsche Universitäten verliehen ihm 1919 die Ehrendoktorwürde.

Noch 1956 erhielt Lettow-Vorbeck die „Ehrenbürgerschaft“ seiner Geburtsstadt Saarlouis. Mehrere Kasernen und Straßen trugen seinen Namen. Der bei Lettow-Vorbecks Beerdigung anwesende damalige Bundesverteidigungsminister von Hassel pries ihn als Vorbild für junge Soldaten.

¹ Theodor Fontane an James Morris, 26.10.1897, in: Theodor Fontane. Briefe aus den Jahren 1856-1898., hrsg. von Helmuth Nürnberger u.a., München 1976-1982, Bd. 4, S. 671.

Dabei war Lettow-Vorbecks Krieg, militärstrategisch gesehen, ein Fehlschlag. Sein Ziel, möglichst viele alliierte Truppen in Afrika zu binden, um sie vom europäischen Kriegsschauplatz fernzuhalten, hat er schon deshalb nicht erreicht, weil die alliierten Soldaten, gegen die er kämpfte, aufgrund ihrer Bewaffnung und Ausbildung in Europa nicht hätten eingesetzt werden können. Lettow-Vorbecks zum Scheitern verurteilter Krieg hat insgesamt etwa 700 000 Zivilisten das Leben gekostet und ganze Landschaften verheert.

Am Ende hat ideologisch und politisch motiviertes Wunschdenken die Lettow-Vorbeck-Saga erschaffen. Unsere Ausstellung thematisiert die Hintergründe dieses Mythos.

Zur Lettow-Vorbeck-Legende trug wesentlich die vermeintliche „Treue der Askaris“ bei, also jener afrikanischen Soldaten, die Lettow-Vorbeck in Ostafrika unterstützten. Diesen Mythos, den Lettow-Vorbeck selbst geschaffen hat, galt bis weit nach 1945 als eine der Rechtfertigungen deutscher Kolonialpolitik. Die Askari-Legende mit der Wirklichkeit in Deutsch-Ostafrika zu vergleichen, ist eines unserer Anliegen.

Wer war der Mann, der in Ostafrika vier Jahre lang umherzog? In welche historische Zusammenhänge ist er einzuordnen? Lohnt es überhaupt, sich näher mit ihm zu befassen? Das deutsche Kolonialreich existierte nur von 1884 bis 1918. Verglichen mit den jahrhundertalten, riesigen Kolonialreichen der Briten, Franzosen, Niederländer und Spanier blieb die überseeische Expansion der Deutschen marginal. (Im Fall eines deutschen Sieges wären allerdings viele Ländereien hinzugekommen).

Die Größe und Dauer des deutschen Kolonialbesitzes genügen jedoch nicht zur historischen Beurteilung. Vielmehr gilt es, Fragen zu beantworten, die den europäischen Kolonialismus generell betreffen. Gibt es überhaupt eine spezifisch *deutsche* koloniale Vergangenheit? Offenbarnte sich gerade in den Kriegsjahren 1914/18 der wahre, auf Zwang und Gewalt errichtete Charakter *jeglicher* Kolonialherrschaft? Als Persönlichkeit der allgemeinen Kolonialgeschichte wurde Lettow-Vorbeck eher selten wahrgenommen.

Genau hier liegt der zentrale Schwachpunkt der Lettow-Vorbeck-Biografien von Eckard Michels (2008) und Uwe Schulte-Varendorff (2006)². Beide vertreten die gleichen Thesen; sie betrachten Lettow-Vorbeck hauptsächlich als Phänomen der *deutschen Militärgeschichte*. Dem Leser wird ein altpreußischer Offizier vorgestellt, der wegen seiner „militaristischen“ Prägung Ostafrika verwüstete. Dabei wird nicht nur ausgeblendet, dass Zivilisten die deutsche Kolonialpolitik in Gang gesetzt hatten.

Michels und Schulte-Varendorff ignorieren, dass Motive und Ziele, die deutsche Kolonialisten bewogen, nach Afrika zu gehen, denen in Westeuropa völlig glichen. Sogar die Doktrin von der „Herrenrasse“ wurde nicht in Deutschland erfunden. Bei der deutschen Kolonialpolitik standen Briten und Franzosen gleichsam Pate. Auch hinsichtlich der Grausamkeit gab es keine messbaren Unterschiede. Man denke an die Gräueltaten in Belgisch-Kongo! Lettow-Vorbeck, der deutsche Kolonialismus überhaupt, dürfen nicht aus ihrem *wichtigsten* Bezug, dem *europäischen* Imperialismus, herausgelöst werden.

Eben dieser grundlegende Fehler unterlief Lettow-Vorbecks Biografien; deshalb haben sie die historische Bedeutung dieses Offiziers und Kolonialisten nicht voll erkannt. Auch ohne

² Eckard Michels, „Der Held von Deutsch-Ostafrika“. Paul von Lettow-Vorbeck. Ein preußischer Kolonialoffizier, Paderborn u.a., 2008; Uwe Schulte-Varendorff, Kolonialheld für Kaiser und Führer. General Lettow-Vorbeck. Mythos und Wirklichkeit, Berlin 2006.

ihn wären Deutschlands überseeische Besitzungen verloren gegangen. Lettow-Vorbecks persönliches Scheitern wird erst dadurch zu einem *historischen* Ereignis, weil mit ihm eine ganze Epoche zugrunde ging: der *prinzipiell* verfehlte europäische Imperialismus.

Dass die deutsche Kolonialpolitik nach wenigen Jahrzehnten endete, nahm den Untergang des gesamten „imperialistischen“ Systems lediglich vorweg. Mit alledem hing das preußisch-deutsche Militärwesen nur partiell zusammen. Die traditionelle preußische Staatsräson stand der kolonialen Idee eher fremd und skeptisch gegenüber. Schon darum wird die begrenzte Perspektive der beiden genannten Historiker den Tatsachen bloß teilweise gerecht.

Insofern sich Lettow-Vorbeck als Kolonialist definierte, lohnt es sehr, ihn beim Wort zu nehmen und den europäischen Imperialismus, seine Ursachen und Folgen, näher zu betrachten. Dies soll in kompakter, aber quellennaher Form geschehen. Auch sind die wichtigsten Realitäten in den deutschen Kolonien zu schildern.

Selbstverständlich ist die Bedeutung Lettow-Vorbecks für die deutsche Geschichte genauso zu betonen. Spezifisch `deutsch` war bereits die Art und Weise, in der Lettow-Vorbeck Krieg führte. Er kämpfte in aussichtsloser Position, scheute auch das sinnloseste Opfer nicht, lehnte diplomatische Lösungen ab.

Diese `militaristische` Gesinnung wies Parallelen zur Schlussphase des Zweiten Weltkriegs auf. Trotz vorhersehbarer Niederlage verlangte Lettow-Vorbeck noch 1944, den Krieg fortzusetzen. Auch die kolonialistische „Lebensraum“-Idee entsprach manchen Vorstellungen der Nationalsozialisten. Lettow-Vorbecks Rasseideologie und sein autoritär-monarchistisches Staatsprinzip sollen ebenfalls dargelegt werden.

Nach 1918 wollte Lettow-Vorbeck Deutschland gemäß diesen Ideologien gestalten. Der General betrachtete sich als Opfer eines „Dolchstoßes“ und versuchte, die Demokratie zu beseitigen, indem er den Kapp-Putsch unterstützte. Lettow-Vorbeck war daran beteiligt, einen neuen Krieg vorzubereiten.

Daher ist die Rolle zu erörtern, die der „Afrikakämpfer“ bei der „Besetzung“ Hamburgs 1919 spielte, der Kapp-Putsch, Lettow-Vorbecks schon erwähnte Propaganda, die dem Neuerwerb deutscher Kolonien diente, nicht zu vergessen seine Tätigkeit als DNVP-Abgeordneter des Reichstags.

Obwohl der adelige Offizier die `Massen` verachtete, ging er mit den Nationalsozialisten größenteils konform. Lettow-Vorbeck, ein notorischer Kolonialist, spielte allerdings seit 1933 nur eine untergeordnete Rolle; die Nationalsozialisten interessierte erstrangig der „Ostraum“. Jedoch feierte ihn das „Dritte Reich“ als „heldenhaften und vorbildlichen“ Soldaten. In der Ausstellung wird nicht minder die späte Lebensphase (1945-1964) des bis zuletzt Uneinsichtigen berücksichtigt.

Wie in einem Brennpunkt hat Lettow-Vorbeck zwei historische Stränge gleichzeitig repräsentiert und verknüpft: den europäischen Kolonialismus und spezifische Eigenarten deutscher Geschichte. Sein skrupelloser persönlicher Ehrgeiz und Machtwille stellten die Brücke des einen zum anderen dar. In dieser Doppelrolle wollen wir Lettow-Vorbeck zeigen.

Was hat das alles mit Lichterfelde zu tun? Bemerkenswert viel! Denn die hiesige Kadettenanstalt formte den Zögling Lettow-Vorbeck fast fünf Jahre lang (1883-1888) intellektuell und charakterlich. Seine zwei Schwestern Christa (1881-1945), Kunstmalerin, und Elisabeth

(1878-1964) lebten seit 1930 in der Steglitzer Wrangelstraße 10, wo sie Lettow-Vorbeck öfter besuchte. Beide Schwestern blieben unverheiratet. (Im „Steglitzer Zimmer“ unseres Museums befinden sich ein großer Schrank und ein alter Schreibtisch; sie stammen aus dem Nachlass der Lettow-Vorbecks).

Wichtige Akten, nämlich die Unterlagen des Oberkommandos/Kommandos der deutschen Schutztruppen, sind bei Kriegsende in Potsdam verbrannt. Lettow-Vorbecks Biografen konnten jedoch auf Akten der folgenden Archive zurückgreifen: Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, Bundesarchiv Berlin/Lichterfelde, Geheimes Staatsarchiv Berlin/Dahlem, Bundesarchiv Koblenz. Hinzu kamen weitere Aktenbestände, darunter auch britische, sodass quellenmäßig gesehen ein abgerundetes Bild des Paul von Lettow-Vorbeck entstanden ist.

2. Die Frühzeit des Paul von Lettow-Vorbeck

- 20. März 1870: Geboren in Saarlouis.
- 1. Mai 1881: Paul von Lettow-Vorbeck trat in das Potsdamer Kadettenkorps ein. Im Frühjahr 1883 kam der dreizehnjährige Zögling in die Hauptkadettenanstalt Lichterfelde.
- Januar 1888: Abitur an der Kadettenanstalt.
- Februar 1888: Lettow-Vorbeck trat als Offiziersanwärter dem Spandauer 4. Garderegiment zu Fuß bei. Kurze Zeit später wechselte er an die Kriegsschule in Kassel. Ende 1888 bestand Lettow-Vorbeck das Offiziers-Examen und wurde zum Leutnant ernannt.
- 1895 wurde er nach einem mehrjährigen praktischen Truppendienst zum Oberleutnant befördert. Danach folgte seine Aufnahme in die Kriegsakademie, die er im Oktober 1898 erfolgreich abschloss.
- 1. April 1899: Lettow-Vorbeck wurde in den „Großen Generalstab“ abkommandiert, wo er sich mit den Kolonien europäischer Länder sowie der USA befasste. Afrika trat erstmals in seinen Gesichtskreis.

2.1 Familie und Kindheit

Paul Emil von Lettow-Vorbeck wurde am 20. März 1870 in Saarlouis geboren. Der Vater, Paul Karl von Lettow-Vorbeck (1832-1919), war damals in Saarlouis als Hauptmann stationiert; er stieg bis zum Generalleutnant auf. Die Mutter Marie, geborene Eisenhart-Rothe (1842-1919), stammte wie der Vater aus einem pommerschen Adelsgeschlecht. Sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits brachten beide Familien zahlreiche Offiziere hervor.

Außer den erwähnten Schwestern hatte Lettow-Vorbeck fünf Brüder; zwei starben bald nach der Geburt. Die übrigen drei Brüder – Friedrich (1872-1945), Gerd (1873-1904) und Arnd (1877-1914) - mussten auf Weisung des Vaters ebenfalls die militärische Laufbahn ergreifen. Friedrich wurde invalid und betätigte sich als Schriftsteller, Gerd starb 1904 an einer Krankheit, der jüngste (Arnd) fiel als Hauptmann 1914 an der Westfront.

Die Lettows führten ihre Abstammung bis ins 13. Jahrhundert zurück. Damals wanderten sie aus Mähren nach Pommern ein, wo sie mit der später ausgestorbenen Familie Vorbeck „verschmolzen“. Aber erst 1891 nahmen sie den Doppelnamen „Lettow-Vorbeck“ an. In ganz Pommern besaß die Familie mehrere Landgüter.

In der Zeit des Großen Kurfürsten, dann unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II., wurde der preußische Adel dem Staat dienstbar gemacht. Dadurch entstand ein Verhältnis wechsel-

seitiger Abhängigkeit. Der König anerkannte die Herrschaft der Junker über ihre Hintersassen, gewährte den Adeligen ökonomische Privilegien und reservierte ihnen die Offiziers- und Beamtenstellen.

Der Adel wiederum akzeptierte die Machtposition des Königs, dem er treu diente. Das Bürgertum, vom Staat gleichsam ausgesperrt, blieb politisch gelähmt, absolutistische Traditionen dominierten.

Die Lettows hatten seit dem späten 17. Jahrhundert, als Brandenburg begann, den Militärstaat aufzubauen, bis 1882 der preußischen Armee 140 Familienangehörige zur Verfügung gestellt.

15 Lettows arbeiteten im gleichen Zeitraum als Landräte, Forstbeamte oder Juristen; einer wurde Theologe. Die übrigen 40 bis 50 (männlichen) Angehörigen dieser Familie, die sich in mehrere Seitenlinien aufspaltete, waren vermutlich mit der Bewirtschaftung der familieneigenen Güter befasst.

Jahrhundertlang dienten die Lettows, eine klassische Junker- und Offiziersfamilie, stolz dem preußischen König; mehrere Lettows sind im Kriegsdienst gefallen. Lettow-Vorbecks Onkel, Moritz Eduard von Lettow-Vorbeck (1835-1920) und Max Friedrich von Lettow-Vorbeck (1837-1912), erreichte beide den Rang eines Generalmajors.

Da der Vater berufsbedingt häufig umzog, konnte Sohn Paul in den Kinderjahren nirgends rechte Wurzeln schlagen. Die Familie lebte in der Stadt Brandenburg, wohnte in Königsberg, Berlin, Frankfurt an der Oder. Der junge Lettow-Vorbeck besuchte Privatschulen und ging in Berlin zwei Jahre lang auf das Französische Gymnasium. Als Sohn einer alten Offiziersfamilie war Lettow-Vorbecks Berufsleben auch wegen des Druckes, den der strenge, ehrgeizige Vater ausübte, vorgezeichnet.

2.2 Im Kadettenkorps

Im Alter von zehn Jahren, am 1. Mai 1881, trat Paul von Lettow-Vorbeck in das Potsdamer Kadettenkorps ein. An der Potsdamer Anstalt herrschte eine unnachsichtige Disziplin. Im Frühjahr 1883 erfolgte der bis dahin wichtigste Schritt in Lettow-Vorbecks beruflicher Laufbahn.

Der dreizehnjährige Zögling kam in die Hauptkadettenanstalt Lichterfelde, damals die elitärste Bildungsanstalt, in der das kaiserliche Deutschland seinen militärischen Nachwuchs schulte. Im späten 19. Jahrhundert stammte etwa ein Drittel der preußischen Offiziere aus den Kadettenanstalten. Auch Lettow-Vorbecks Brüder Friedrich und Arnd erhielten ihre Ausbildung in Lichterfelde.

Obwohl der Anteil Nichtadeliger unter den Kadetten ständig wuchs - um 1900 gab es 60% Bürgerliche - obwaltete dennoch bei Adeligen und Nichtadeligen der gleiche „Geist“. (Daher forderten die Gegner des monarchisch-militärischen Systems die Abschaffung der Kadettenhäuser).

In der Lichterfelder Anstalt dominierten „militärischer Drill, außergewöhnliche Härte, Gewalt und Misshandlungen den Alltag“. Selbstverständlich wurde den Zöglingen eine betont monarchistische Haltung eingepflegt, die bei Lettow-Vorbeck tief wurzelte. Als „Page“ diente er am kaiserlichen Hof in Berlin und nahm an der Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms I. am 22.

März 1887 teil. 1887/88 war er „Leibpage“ des Kronprinzen Friedrich, der als Kaiser 99 Tage regierte.

Jeder Kadett sollte zu einem disziplinierten „Willensmenschen“ geformt werden. Im Januar 1888 legte der 18-jährige Lettow-Vorbeck an der Kadettenanstalt das Abitur mit so guten Noten ab, dass er, heißt es in seinen Memoiren, eine kaiserliche Belobigung erhielt. Lettow-Vorbeck, der die deutsche Militärmonarchie uneingeschränkt bejahte, verließ Lichterfelde.

Paul von Lettow-Vorbeck ist also „preußisch“ aufgewachsen. 1871 entstand eine `Symbiose` von Preußen und den übrigen deutschen Ländern in der staatsrechtlich unabgeschlossenen Form des Reiches. Im kaiserlichen Deutschland machten die Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg, die sogar eigene Kriegsministerien unterhielten, bezüglich ihrer Heereskontingente Sonderrechte geltend, die vor allem Organisation und Ausrüstung betrafen. Das preußische Heer und die ihm angeschlossenen Länderkontingente befehligten der König von Preußen und die preußische Militärverwaltung.

Nur die Marine und die „Schutztruppen“ in Übersee unterstanden direkt der Reichsverwaltung und dem Kaiser. Diese Desorganisation erschwerte es beträchtlich, das deutsche Militär zu koordinieren.

Bei alledem sollte man nicht vergessen, dass der Offiziersberuf, historisch gesehen, seit dem späten 19. Jahrhundert aufgrund der technisch-zivilisatorischen Entwicklung den Zenit überschritten hatte. Schon manche der Damaligen, beispielsweise Theodor Fontane in seinem Roman „Der Stechlin“ (1898), erkannten diesen fundamentalen Wandel. Der Krieg von 1870/71 war der letzte „Normalkrieg“, den Europa geführt hat.

2.3 Die militärische Laufbahn

Im Februar 1888 trat Lettow-Vorbeck als Offiziersanwärter (Portepe-Fähnrich) einer „Elitetruppe“ bei, dem 4. Garderegiment zu Fuß, das in Spandau stationiert war. Aber schon wenige Tage später erhielt er den Befehl, an die Kriegsschule in Kassel zu wechseln. Damit öffnete sich für Lettow-Vorbeck die Chance auf eine militärische Karriere, die den meisten anderen Kadetten versagt blieb.

Ende 1888 bestand Lettow-Vorbeck das Offiziers-Examen und kehrte zum Spandauer Garderegiment als Leutnant zurück. 1895 wurde er nach einem mehrjährigen praktischen Truppendienst zum Oberleutnant befördert. Nun gelang ihm die Aufnahme in die Kriegsakademie, die er im Oktober 1898 mit hervorragenden Resultaten abschloss; hierfür erhielt er die „Erinnerungsmedaille Kaiser Wilhelm I.“

Wenige Monate später, am 1. April 1899, vollbrachte Lettow-Vorbeck erneut einen Karrieresprung. Er wurde in den „Großen Generalstab“ abkommandiert, die wichtigste militärische Einrichtung in Deutschland, wo er in der Abteilung arbeitete, die für die Kolonien europäischer Länder sowie der USA zuständig war. Intensiv analysierte Lettow-Vorbeck den Burenkrieg in Südafrika. Erstmals widmete er sich dem fernen Kontinent. Auch im Generalstab stellte Lettow-Vorbeck seine Fähigkeiten unter Beweis.

3. Zur Eigenart des Kolonialimperialismus

Als Deutschland in den 1880er-Jahren afrikanische Territorien erwarb, ging das Zeitalter des Kolonialimperialismus bereits dem Ende entgegen. (Auch in dieser Hinsicht war Lettow-Vorbeck der Mann eines historischen Anachronismus). 1776 hatten die USA ihre Unabhängigkeit erreicht, und wenig später befreite sich ganz Mittel- und Südamerika vom spanisch/portugiesischen Kolonialjoch.

Schon Alexander von Humboldt erklärte 1803 den europäischen Kolonialismus für „boshaft“ und verfehlt. Bezüglich Mittel- und Südamerika schrieb er: „Die Idee der Kolonie selbst ist eine unmoralische, diese Idee eines Landes, das einem anderen zu Abgaben verpflichtet ist, eines Landes, in dem man nur zu einem bestimmten Grad an Wohlstand gelangen soll, in welchem der Gewerbefleiß, die Aufklärung sich nur zu einem bestimmten Punkt ausbreiten dürfen“.

Besonders kritisierte Humboldt die zerstörerische Tätigkeit der christlichen Missionare. „Die christliche Religion ist diejenige, unter deren Maske die Menschen am unglücklichsten werden. Ein Regiment, das sich auf die Vernichtung der Freiheit der Eingeborenen gründet, tötet die Geisteskräfte oder hemmt ihre Entwicklung“.

Prinzipiell gilt diese Humboldtsche Analyse für das Gesamtphänomen des Kolonialismus. Gewalt, Ausbeutung, Monokulturen, erzwungene Missionierung, auch der Völkermord, bildeten seit Kolumbus integrale Teile dieser welthistorischen Bewegung. Der mit Abstand fürchterlichste Völkermord aller Zeiten war der an den Indianern. Ob Humboldt dieses Geschehen in seinem ganzen Ausmaß erkannte, bliebe zu klären. (Dank seines Antikolonialismus erfreut sich Humboldt, der damals ein Außenseiter war, bis heute in Südamerika großer Beliebtheit).

Eine zweite Eigentümlichkeit des europäischen Kolonialismus, die von Anfang an zu beobachten war, liegt in der harten Konkurrenz der imperialistischen Länder begründet, die häufig in Kriege mündete. Schon 1494, nur zwei Jahre nach der Entdeckung Amerikas, mussten die kolonialen Interessensphären Spaniens und Portugals mühsam abgegrenzt werden (Vertrag von Tordesillas).

Spätestens seit dem 17. Jahrhundert wurden in den Kolonien auch „Stellvertreterkriege“ geführt. Wenn in Europa Länder einander bekämpften, taten sie dies gleichzeitig oft auch in ihren Kolonien. Das „Musterbeispiel“ hierfür ist der siebenjährige Krieg (1756-1763), der als „Weltkrieg“ in die Geschichte eingegangen ist. England und Frankreich bekriegten sich damals nicht nur in Europa, sondern auch in ihren amerikanischen und indischen Kolonien.

Der letzte große „Stellvertreterkrieg“ dieser Art ist der Erste Weltkrieg gewesen, in dem parallel zum europäischen Krieg auch in Afrika gekämpft wurde. Der Kolonialkrieg in Deutsch-Ostafrika wurzelte also in einer historischen Kontinuität, die sich unabhängig von der preußisch-deutschen Militärtradition entwickelt hatte. (Darauf weisen Michels und Schulte-Varendorff wenig bis gar nicht hin. Man erkennt daran, dass die Kolonialgeschichte bei vielen deutschen Historikern eine untergeordnete Rolle spielt).

Dennoch wird die Frage zu beantworten sein, inwieweit Lettow-Vorbeck diesem *allgemeinen* kolonialhistorischen Trend eine spezifisch *deutsche* Prägung verlieh. Hinsichtlich der Kolonialpolitik hat Deutschland aber insgesamt, verglichen mit anderen Ländern, *keine* neuen Maßstäbe gesetzt. „Die Herkunft der Kolonialherren war nicht unwichtig, aber doch von sekundärer Bedeutung“ (Jürgen Osterhammel).

Trotz der bereits erfolgten Dekolonisierung des amerikanischen Kontinents erlebte der europäische Kolonialismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine trügerische Spätblüte. Vor allem Afrika, der zum größten Teil noch nicht kolonisierte Erdteil, weckte die Begierde europäischer Länder.

Seit 1881/82 begannen sie eine Art Wettrennen um die letzten „freien“ afrikanischen Gebiete; damit wurde die Kriegsgefahr in Europa vergrößert. 1898 kam es im Sudan beinahe zu einem Zusammenstoß zwischen Briten und Franzosen (Faschoda-Krise), und der Burenkrieg um 1900 verursachte britisch/deutsche Spannungen.

Welche Motive bei alledem die europäischen Kolonialmächte leiteten, hat in geradezu klassischer Manier der französische Ministerpräsident Jules Ferry 1885 vor der französischen Deputiertenkammer erläutert, also genau in jener Zeit, als Deutschland unter Bismarck in Afrika Fuß fasste. Drei zentrale Gesichtspunkte betonte Ferry. 1) Kolonien seien als Absatzmärkte für französische Produkte notwendig. 2) Die Kulturnationen hätten die Pflicht, die rückständigen Völker zu erziehen, zu zivilisieren und ihnen den Fortschritt zu bringen. 3) Frankreich müsse, weil es mit anderen Mächten hart konkurriere, den ihm gebührenden Platz in der Welt einnehmen und benötige dafür koloniale Besitzungen.

Den Glauben an die Auserwähltheit Großbritanniens, fremden Völkern die westliche Kultur zu bringen, formulierte 1887 Joseph Chamberlain, der 1895 zum britischen Kolonialminister ernannt wurde. Er betonte den „Gedanken von der Größe und Bedeutung des Geschicks, das der angelsächsischen Rasse vorbehalten ist, diesem stolzen, ausdauernden, auf seinem Recht bestehenden und entschlossenen Geschlecht, das unfehlbar bestimmt ist, die herrschende Rasse in der zukünftigen Geschichte und Zivilisation der Welt zu sein“.

Diese Dominanz sei dadurch zu rechtfertigen, sagte Chamberlain in einer 1897 gehaltenen Rede, „dass sie zum Glück und Wohlergehen der (unterworfenen) Völker beiträgt. Ich behaupte, dass unsere Herrschaft in der Tat Sicherheit, Frieden und bescheidenen wirtschaftlichen Wohlstand für Länder gebracht hat und bringt, die solche Segnungen bislang nie gekannt haben. Indem wir diese Zivilisationsarbeit ausführen, erfüllen wir das, was nach meiner Meinung unsere nationale Mission ist“. Dabei entfalten sich jene „Fähigkeiten und Qualitäten, die uns zu einer großen Herrenrasse haben werden lassen“.

Solche Überlegungen, die bis in das 16. Jahrhundert zurückreichen, sind bei allen europäischen Kolonialmächten, festzustellen. Jules Ferry gehörte in Frankreich zur linksrepublikanischen Partei, Chamberlain begann seine Laufbahn als liberaler Reformpolitiker. Der koloniale Imperialismus kann nicht in ein vordergründiges Links-Rechts-Schema eingeordnet werden.

Die Chamberlainsche Kolonial-Doktrin, darauf hat Jürgen Osterhammel hingewiesen, wurde „von Europäern und Amerikanern nahezu sämtlicher politischer Überzeugungen unbefragt als evident richtig betrachtet“.

Die Hauptantriebsfeder des Kolonialismus war eine verfehlte innerweltliche Religion. Diese spezifisch europäische Denkweise wurzelt in den Tiefen der abendländischen Kultur und Ge-

schichte. Daher wäre es einseitig, Lettow-Vorbeck primär als Phänomen der deutschen Militärgeschichte zu verstehen, wie das seine beiden wichtigsten Biografen im Wesentlichen tun.

Cecil Rhodes (1853-1902), Premierminister der britischen Kapkolonie, war einer der berühmtesten oder berüchtigtsten britischen Kolonialpolitiker. Um 1890 erwarb er für sein Land afrikanische Kolonien (Rhodesien). Seiner Überzeugung nach dienten Kolonien auch wesentlich dem Zweck, innenpolitische Spannungen aus Großbritannien in die Kolonien umzulenken. Diese sollten überschüssige Menschen des Heimatlandes aufnehmen und neue Absatzmärkte für die britische Industrie schaffen. „Das Empire, das habe ich stets gesagt, ist eine Magenfrage. Wenn Sie den Bürgerkrieg nicht wollen, müssen Sie Imperialisten werden“.

Statt also die inneren Krankheiten Großbritanniens zu heilen, sollten sie gleichsam exportiert werden. Doch man erreichte das Gegenteil. Notwendige Reformen und Modernisierungen wurden verschleppt; damit geriet Großbritannien in eine relative soziale und industrielle Rückständigkeit. (Auch Bismarck, darauf ist noch einzugehen, hegte die Überlegung, innere Krisen durch koloniale Expansion abzufangen). Rhodes strebte danach, ein britisch dominiertes Afrika zu schaffen, das sich vom Kap der Guten Hoffnung bis Kairo erstrecken sollte.

Massiv vertrat Rhodes die zwanghafte Vorstellung, die ähnlich bei Jules Ferry und deutschen Politikern anzutreffen war, dass Kolonien notwendig seien, um den Abstieg als Großmacht zu vermeiden. Das folgende Rhodes-Zitat enthält religiös-messianische und sozialdarwinistische Elemente. „Da Gott sich die Englisch sprechende Rasse offensichtlich zu seinem auserwählten Werkzeug geformt hat, durch welches er einen auf Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden gegründeten Zustand unserer Gesellschaft hervorbringen will, muss es auch seinem Wunsch entsprechen, dass ich alles in meiner Macht Stehende tue, um jener Rasse soviel Spielraum und Macht wie möglich zu verschaffen“.

Alexander von Humboldt einerseits, Ferry und Chamberlain andererseits, von Rhodes zu schweigen, differieren extrem. Was ist aus wissenschaftlicher Perspektive hierüber zu sagen? Die These, dass die kolonisierten Länder den „Fortschritt“ empfangen hätten, erscheint noch heute vielen plausibel, aber sie stimmt nicht. Abgesehen davon, dass die generelle Abwertung nichteuropäischer Kulturen anfechtbar ist, hätte man die „Errungenschaften“ westlicher Zivilisationen schneller und effektiver auf dem Wege des friedlichen Austausches verbreiten können. Das beste Beispiel hierfür ist Japan, das *keiner* direkten Fremdherrschaft unterlag und gerade deshalb, weil es den *eigenen* Kräften traute, rasch zu einem modernen Land aufstieg.

Hingegen führte die ökonomische Ausrichtung der Kolonien gemäß den (vermeintlichen) Interessen der imperialen Mächte (Abgaben, Handelsbeschränkungen, Monokulturen) dazu, dass die kolonisierten Länder das Maß des *möglichen* Wohlstandes gerade *nicht* erreichten. Auch und gerade in ökonomischer Hinsicht war der europäische Kolonialismus ein Debakel, dem *alle* Beteiligten erlagen. (Selbstverständlich gilt diese Erkenntnis auch für die *Umkehr* des europäischen Kolonialismus in unseren Tagen).

Am Ende fielen die europäischen Mächte, insbesondere Spanien und Portugal, in abgestufter Weise auch Frankreich und Großbritannien, ihrer eigenen oberflächlichen Gier zum Opfer. Die bequeme Ausplünderung der Kolonien mündete in die Vernachlässigung des eigenen Gewerbes, der Wissenschaft und führte entweder in die absolute Verarmung (Spanien, Portugal) oder die relative Verarmung (Frankreich, Großbritannien). So hatte Ferry die französischen Kolonien als Absatzmärkte für nicht wettbewerbsfähige französische Produkte in An-

spruch genommen. Damit wurde die Rückständigkeit der französischen Industrie – gerade im Vergleich zur deutschen – nur noch verschlimmert.

Alle Kolonialherrschaft wirkte kontraproduktiv, insofern sie auf der Unmündigkeit der „Eingeborenen“ basierte, deren geistige Kraft, wie Humboldt schon 1803 richtig erkannt hatte, zerstört wurde. Die Idee der „Herrenrasse“ tötete die Seelen; es wäre ein eklatanter Widerspruch in sich, wollte man annehmen, dass Mündigkeit und höhere Kultur in der *Unmündigkeit* gedeihen könnten. Die koloniale Bevormundung verursachte zerrüttende Kämpfe und schwere Nachteile für *beide* Seiten.

Hinzu kommt, dass die europäische Kolonialherrschaft mit exorbitanten Unkosten für Militär, Verwaltung, Transport, Investitionen und anderes verknüpft war. Schon in den 1850er-Jahren bezeichnete der spätere britische Premierminister Benjamin Disraeli Kolonien als „Mühlsteine um unseren Hals“. Freilich hat Disraeli, sobald er Großbritannien regierte, diese Erkenntnis ignoriert.

Auf der Basis der Gleichberechtigung voneinander zu lernen – diesen Weg wies bereits Alexander von Humboldt. Freilich hätte das vorausgesetzt, fremde Kontinente nicht hinsichtlich ihrer Rohstoffe, Edelmetalle oder Gewürze ausbeuten und gleichzeitig als „Absatzmarkt“ für eigene Produkte missbrauchen zu wollen.

Noch ein anderer wichtiger Aspekt soll kurz erwähnt werden – das Phänomen der „einheimischen Kollaboration“. Seit den Tagen der Indianerin Malinche, die dem Cortez als Dolmetscherin diente, weiß man, dass der Kolonialismus seinen Erfolg wesentlich einheimischen „Türöffnern“ verdankte. Ohne „Kollaboration“ hätte es keine Kolonialreiche gegeben. Dieses Problem wird uns wieder begegnen, wenn die „Askaris“ des Lettow-Vorbeck thematisiert werden.

4. Entstehung und Frühgeschichte der deutschen Kolonien

4.1 Das brandenburgische „Kolonialreich“

Kolonien haben in der deutschen Geschichte eine Nebenrolle gespielt. Das territorial zersplitterte, rückständige Deutschland war lange Zeit nicht imstande, am fatalen Wettlauf der Kolonialmächte teilzunehmen. Auch wegen seiner kontinentalen Lage fiel es Deutschland schwer, eine Kriegsmarine als Basis imperialer Ambitionen zu schaffen. Auch deshalb scheiterte das „erste“ deutsche Kolonialreich im 17. Jahrhundert. Der brandenburgische Große Kurfürst, angeregt durch die Niederlande, hatte es aufgebaut.

1683 wurde in Westafrika (heute Ghana) die Festung „Groß-Friedrichsburg“ gegründet; dazu kamen drei weitere kleine Stützpunkte in Westafrika sowie ein Teil der Karibikinsel St. Thomas, die dem brandenburgischen Sklavenhandel zwischen Afrika und Westindien diente. (Den Sklavenhandel organisierten europäische Händler gemeinsam mit afrikanischen Potentaten. Letztere werden oft ignoriert).

Rasch verfielen die brandenburgischen Besitzungen, weil kaum jemand gewillt war, in Afrika zu investieren. Außerdem konnte Brandenburg keine teure Flotte unterhalten, welche die Kolonien gegen die europäischen Seemächte (Niederlande, Frankreich, England) hätte schützen können.

Daher verkaufte der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., der die brandenburgische Kolonialpolitik für ein „Hirngespinnst“ hielt, bereits 1717 Preußens afrikanische Kolonien für „7200 Dukaten und 12 Mohren“ an die Niederlande und schuf damit eine Vorbedingung für den preußischen Aufstieg. Kolonien hätten Preußen wichtige Kräfte entzogen.

Nach 34 Jahren endete also dieses gefährliche Experiment – genauso lange dauerte das kaiserlich/deutsche Kolonialreich (1884-1918). In beiden Fällen war sogar die Ursache des Mislingens teilweise die gleiche!

Wie schon Brandenburg, so konnte auch das wilhelminische Deutschland seine afrikanischen Besitzungen gegen überlegene Seemächte nicht wirksam verteidigen. Fast alle Kolonien gingen rasch verloren; in Ostafrika führte Lettow-Vorbeck einen zum Scheitern verurteilten Kleinkrieg.

Der Soldatenkönig dachte realistisch, intelligent und staatsmännisch genug, um noch rechtzeitig die notwendigen Konsequenzen zu ziehen. Die wilhelminische Regierung konnte sich zum Realismus des Soldatenkönigs nicht durchringen!

4.2 Das „zweite“ deutsche Kolonialreich

4.2.1 Die Gründung der deutschen Kolonien

Trotz des Scheiterns der brandenburgischen Kolonialexpansion und der negativen Erfahrungen, die europäische Kolonialmächte gemacht hatten, betrat Deutschland unter Bismarck den Weg der überseeischen Expansion.

Dabei hatte sich Bismarck stets gegen Kolonien ausgesprochen und 1870/71 das französische Angebot zurückgewiesen, statt Elsaß-Lothringen einen Teil des französischen Kolonialimperiums in Südostasien zu erhalten. Noch 1888 betonte er, dass seine Karte von Afrika in Europa liege; koloniale Streitigkeiten mit anderen europäischen Ländern wollte er vermeiden.

Im deutschen Reichstag scheiterte 1880 Bismarcks „Samoa-Vorlage“, mit der er die Hamburger Firma Godeffroy, die in der Südsee engagiert war, vor dem Bankrott retten wollte. Dabei ging es Bismarck jedoch nicht um koloniale Erwerbungen; er wollte die politische Unterstützung hanseatischer Kaufleute gewinnen.

Dennoch stellte Bismarck im April 1884 das von dem Bremer Tabakwarenhändler Franz Adolf Lüderitz (1834-1886) ein Jahr zuvor mittels eines betrügerischen „Vertrages“ erworbene südwestafrikanische Gebiet von Angra Pequena, wo er eine Handelsfaktorei begründete, unter den Schutz des Reiches. (In Windhoek hatte bereits 1842 die „Rheinische Mission“ eine Niederlassung errichtet).

1885 verkaufte Lüderitz, der Pleite gegangen war, seinen afrikanischen Besitz an die „Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika“. Bereits im Juli 1884 proklamierte der für Westafrika zuständige „Reichskommissar“ und Afrikaforscher Gustav Nachtigal im Auftrag Bismarcks die deutsche Schutzhoheit über Togo und Kamerun.

Nachtigal unterstützte dabei in Kamerun die Firma des Hamburger Großhändlers und späteren nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Adolph Woermann (1847-1911). In Togo vereinbarten Gustav Nachtigal und der Kaufmann Heinrich Randad „Schutzverträge“ mit einheimischen Fürsten. Alle diese „Verträge“ basierten auf sehr ungleichen Rechtsverständnis-

sen; die Afrikaner kannten nicht den römisch-rechtlichen Begriff des Eigentums und wurden systematisch betrogen. Deutsche Kolonialgesellschaften gedachten diese Territorien zu erschließen. Vor allem strebten sie nach Spekulationsgewinnen; das den Afrikanern abgeschwatzte Land wollten sie teuer weiter verkaufen oder verpachten.

Im Februar 1885 folgte ein kaiserlicher Schutzbrief für ein großes Gebiet in Ostafrika, den zu erteilen Bismarck anfangs abgelehnt hatte. Dem Historiker, Philosophen und Afrikaforscher Carl Peters (1856-1918) war es 1884 gelungen, jene Ländereien durch „Verträge“ mit einheimischen Fürsten in Besitz zu nehmen. Bis 1887 vergrößerte Peters noch das Gebiet seiner Kolonie. Dabei handelte Peters im Interesse der seit 1884 existenten „Gesellschaft für Deutsche Kolonisation“. In deren Auftrag gründeten Peters und andere im April 1885 die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“.

Das Reich übernahm auch die Schutzhoheit über das „Kaiser-Wilhelms-Land“ genannte nordöstliche Neuguinea (Mai 1885) und eine benachbarte Inselgruppe, den „Bismarck-Archipel“ sowie die nördlichen Salomoninseln. Die deutsche „Neuguinea-Kompagnie“, 1882 durch Bankiers gegründet, darunter Adolf von Hansemann, Direktor der Diskonto-Gesellschaft, und Gerson von Bleichröder, ein Vertrauter Bismarcks, hatte diese Gebiete erworben. 1886 kamen die Marshallinseln unter deutsche Hoheit, zwei Jahre darauf die pazifische Insel Nauru.

Innerhalb von etwa einem Jahr hatte sich Deutschland in Afrika Gebiete zugeschlagen, die insgesamt um ein Vielfaches größer waren als das Reich. Freilich nahm sich der deutsche Kolonialbesitz im Vergleich zu dem der Franzosen (Französisch-Westafrika und Äquatorial-Afrika) und den britischen Afrikakolonien (nahezu die Hälfte des afrikanischen Kontinents) recht bescheiden aus, weckte aber gerade deshalb weitere Begehrlichkeiten.

Dass der größte Teil Afrikas erst spät in das Visier der europäischen Großmächte geriet, lag daran, dass Afrika größtenteils durch Wüsten und Tropenwälder, auch aufgrund des Klimas und tropischer Krankheiten, lange unzugänglich blieb. Bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts dauerte es, ehe Forscher die Quellen des weißen Nils entdeckten! Erst bedeutende medizinische Fortschritte (Chinin) und die moderne Technik ermöglichten die Erschließung weiter Teile des afrikanischen Kontinents.

Die Berliner „Kongo-Konferenz“ von 1884/85, an der 12 europäische Mächte, die USA und das osmanische Reich teilnahmen, traf Entscheidungen, die das Schicksal Afrikas sehr beeinflussten. Verboten wurde der Sklavenhandel; farbige Truppen sollten auf europäischen Kriegsschauplätzen nicht kämpfen dürfen. Den belgischen König Leopold II. setzten die Teilnehmer der Konferenz als Privatherrscher über den Kongo ein; dieses Land wurde der Rivalität europäischer Großmächte entzogen.

Freiheit des Handels vereinbarten die beteiligten Länder hinsichtlich Mittelfrikas. Nur solche Staaten durften afrikanische Kolonien besitzen, die sie effektiv verwalten konnten. Für Deutschland sollte die letztere Bestimmung noch eine wichtige Rolle spielen.

In der „Kongo-Akte“ wurde ebenso festgelegt, dass im Fall eines europäischen Krieges über die Neutralisierung der jeweiligen Kolonien zu verhandeln war - eine durchaus sinnvolle Festlegung.

Großbritannien blieb auf der Konferenz isoliert und zerstritt sich mit Frankreich; auch weil diese Spannung nur vorübergehend existierte, wollte Bismarck deutsche koloniale Erwerbungen begrenzen.

4. 2. 2 Bismarcks kolonialpolitische Motive

Über Bismarcks kolonialpolitische Motive ist oft gerätselt worden; im Grunde agierte der Kanzler wider besseres Wissen. Die deutschen Kolonien verstand Bismarck als private Besitztümer deutscher Kaufleute. Das Reich sollte demnach nur eine lockere Schutzhoheit ausüben.

Kolonien stellten für Bismarck sinnvolle Handelsstützpunkte dar, denen er einen gewissen Rückhalt zugestehen wollte. Eine reichseigene Verwaltung, Staatsausgaben oder eine dauerhafte Militärpräsenz lehnte der Kanzler ab. (An einen Lettow-Vorbeck dachte er also keinesfalls).

Als Siedlungsgebiet für auswanderungswillige Deutsche kamen diese Ländereien ohnehin kaum in Betracht. Nur einige hundert Deutsche lebten während der Bismarckzeit in deutsch-afrikanischen Kolonien, vor allem in Südwestafrika. Dort stieg die Zahl der Siedler bis 1914 auf mehrere tausend, blieb also weiterhin gering.

Am 26. Juni 1884 erklärte Bismarck vor dem Reichstag, dass die deutsche Regierung wegen der „Unternehmung hanseatischer Kaufleute, verbunden mit Terrainankäufen und gefolgt von Anträgen auf Reichsschutz“, veranlasst wurde, darüber zu entscheiden, ob ein Reichsschutz zu gewähren sei. „Ich wiederhole, dass ich gegen Kolonien (bin), gegen Kolonien, die ein Stück Land schaffen und dann Auswanderer herbeizuziehen suchen, Beamte anstellen und Garnisonen errichten“.

Dennoch hielt es Bismarck „für die Pflicht des Deutschen Reiches“, kolonialen Unternehmungen seiner Kaufleute „Schutz“ zu gewähren, weil sie allein ihre Sicherheit nicht gewährleisten könnten. Bismarck hätte eine „Bankrotterklärung der deutschen Nation“ darin gesehen, „überseeische Unternehmungen“ deutscher Händler nicht zu unterstützen. Den „überschüssigen Säften des gesamten (!) deutschen Körpers“ gedachte er „in fremden Ländern Pflege und Schutz angedeihen zu lassen“. Dieser letztere Satz widersprach der Aussage, dass er bei alledem nur an „Kaufleute“ dachte.

In den Augen Bismarcks erforderte es das *Prestige* des Reiches, ein Hilfsersuchen deutscher Kaufleute, deren wirtschaftliche Interessen er für legitim hielt, nicht zurückzuweisen.

Außerdem hoffte Bismarck, innenpolitische Spannungen, ähnlich wie bei der Sozialpolitik, mindern zu können, insofern er den Deutschen eine gemeinsame Aufgabe zuwies. Der koloniale „Schwindel“, äußerte Bismarck, solle die Reichstagswahlen von 1884 im konservativen und nationalliberalen Sinn beeinflussen. Gerade die Nationalliberalen befürworteten koloniale Erwerbungen. Bisher konnte die These, dass Bismarck, um dem „liberalen“ Thronfolger Friedrich zu schaden, ein Zerwürfnis mit Großbritannien herbeizuführen gedachte, nicht bewiesen werden.

Im Grunde wollte Bismarck mittels der Schutzpolitik seine diplomatische Strategie nicht ändern. Aber der Kanzler hatte die Büchse der Pandora geöffnet; die befreiten Geister konnte er nicht bannen. 1889 scheiterte Bismarcks Versuch, die deutsch-afrikanischen Kolonien an Italien zu verkaufen.

In der zitierten Rede sagte Bismarck, dass er sich über die „Zweckmäßigkeit“ seiner Politik im Unklaren sei. „Ich kann nicht voraussehen, was daraus wird“. (!) Jedoch muss ein Staatsmann gerade *vorausschauend* denken. Das deutsche Engagement in Afrika gefährdete das

Verhältnis zu Großbritannien. Viele Deutsche betrachteten Kolonien als Teil ihres künftigen Imperiums. Wer Kolonien bejahte, forderte auch, eine große Kreuzerflotte zu bauen.

Bismarck leitete wenig durchdachte, teilweise widerspruchsvolle Motive. Im März des gleichen Jahres 1884, in dem Bismarck die erwähnte Rede hielt, verkündete Carl Peters, der kurz darauf Ostafrika „erwarb“, also jenes Gebiet, dem Lettow-Vorbeck seine fragwürdige Berühmtheit verdanken sollte, ein völlig anderes, unverhüllt imperialistisches Programm.

4. 2. 3 Vorstellungen und Ziele der Kolonialimperialisten

Peters wollte afrikanische Kolonien für deutsche Auswanderer gründen, damit diese nicht in andere Länder strömten und in „fremden Rassen“ untergingen. Außerdem sollten Kolonien Deutschland als Rohstoffbasis und Absatzgebiete dienen. „Alljährlich geht die Kraft von 200 000 Deutschen unserem Vaterland verloren! Diese Kraftmasse strömt meistens in das Lager unserer wirtschaftlichen Konkurrenten ab und vermehrt die Stärke unsere Gegner. Der deutsche Import von Produkten tropischer Zonen geht von ausländischen Niederlassungen aus... Der deutsche Export ist abhängig von der Willkür fremdländischer Zollpolitik. Ein unter allen Umständen sicherer Absatzmarkt fehlt unserer Industrie, weil eigene Kolonien unserem Volke fehlen“.

Dass die deutsche Wirtschaft *ohne* Kolonien einen beispiellosen Aufschwung genommen hatte, ignorierte der in naiven Zwangsvorstellungen befangene Peters. Die afrikanischen Eingeborenen konnten deutsche Industrieprodukte kaum gebrauchen. Zollschranken aber ließen sich durch Vereinbarungen senken; alle Seiten zogen auf lange Sicht daraus ihre Vorteile.

Sich mit England zu verständigen, lehnte Peters kategorisch ab; das „Deutsche Reich konnte nicht gleichzeitig in eine Weltpolitik einlenken und von Freundschaft mit den Briten träumen“. 1891 initiierte Peters die Gründung des „Alldeutschen Verbands“. Deutschland wurde isoliert, Großbritannien mutwillig vor den Kopf gestoßen. Wesentlich trug diese Politik dazu bei, den Ersten Weltkrieg zu entfesseln.

Peters definierte sich als Konquistador und „Herrenmensch“; er glaubte, den Spuren von Kolumbus und Cecil Rhodes (!) folgen zu müssen. Die westlich-koloniale Herrenideologie beeinflusste Carl Peters, den wiederum die Nationalsozialisten als einen ihrer ideologischen Vorläufer betrachteten.

Als 1888/89 in Ostafrika eingeborene Stämme gegen die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“ rebellierten, übernahm das Reich an Stelle der privaten Kolonial-Gesellschaft die Macht in Ostafrika. Peters, nun zum „Reichskommissar“ ernannt, fiel durch brutale Maßnahmen gegen Afrikaner auf. 1892 wurde er nach Deutschland zurückbeordert und 1897 „unehrenhaft“ aus dem Reichsdienst entlassen. Wilhelm II. (1905) und Hitler (1937) rehabilitierten ihn.

Den Anstoß zur Gründung des „Alldeutschen Verbands“ hatte der deutsch-britische „Helgoland-Sansibar-Vertrag“ vom August 1890 gegeben, den deutsche Kolonial-Enthusiasten als enttäuschend empfanden. In diesem Vertrag verzichtete Deutschland in Ostafrika auf das Sultanat Witu und den deutschen Teil der somalischen Küste. Außerdem wurde England das Protektorat über die Ostafrika vorgelagerten, strategisch wichtigen Inseln Sansibar und Pemba eingeräumt. Im Gegenzug erhielt die deutsche Seite Helgoland und in Südwestafrika den Zugang zum Sambesi (Caprivi-Zipfel).

Wie schnell und bedenkenlos man die relative Bismarcksche Zurückhaltung preisgab, zeigte 1897 eine Reichstagsrede des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt, Bernhard von Bülow, der 1900 zum Reichskanzler ernannt wurde und bis 1909 regierte. Bülow prägte das berühmte/berühmte Wort vom „Platz an der Sonne“.

Die Deutschen müssten es als „eine ihrer vornehmsten Aufgaben“ ansehen, „die Interessen unserer Schifffahrt, unseres Handels und unserer Industrie zu fördern und zu pflegen“. Daher sei zu „verlangen, dass der deutsche Missionar und der deutsche Unternehmer, die deutschen Waren, die deutsche Flagge und das deutsche Schiff“ in Übersee „geradeso geachtet werden, wie diejenigen anderer Mächte“.

„Wir wollen niemanden in den Schatten stellen, aber wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne“. Während Bülows Regierungszeit geriet Deutschland aufgrund der „Weltpolitik“ dieses Kanzlers immer stärker in die außenpolitische Isolation. Bülows Nachfolger, Theobald von Bethmann Hollweg, verlangte in seinem Kriegszielprogramm vom September 1914 die Schaffung eines mittelafrikanischen Kolonialreichs.

Bemerkenswert hellichtig analysierte August Bebel 1889 in einer Reichstagsrede die enormen Gefahren der deutschen Kolonialpolitik. „Im Grunde genommen ist das wesentliche Element aller Kolonialpolitik die Ausbeutung einer fremden Bevölkerung in der höchsten Potenz. Wo immer wir die Geschichte der Kolonialpolitik aufschlagen, überall begegnen wir Gewalttätigkeiten und der Unterdrückung der betreffenden Völkerschaften, die nicht selten mit deren vollständiger Ausrottung endet“.

Nun solle der deutsche Steuerzahler die Kolonialgesellschaften, denen wenige Reiche angehören, finanziell absichern. Deutschlands Engagement in Afrika werde damit enden, erkannte Bebel völlig richtig, „eine bedeutende Verstärkung der Flotte vorzunehmen“ und „eine bedeutende Anzahl von Kolonialtruppen aus deutschen Reichsmitteln zu unterhalten“. Eben das hatte Bismarck vermeiden wollen!

Auch mit der behaupteten zivilisatorischen Mission war es laut Bebel nicht weit her. „Das wesentlichste Kolonisations- und Zivilisationsmittel, das in allen Kolonien angewendet wird, die Masseneinfuhr von Branntwein“, solle dafür sorgen, dass die eingeborene Bevölkerung „degeneriert und korrumpiert“. Tatsächlich hatte A. Woermann in Kamerun die meisten Gewinne mit Alkohol erzielt. Ähnlich verlief die Entwicklung in Deutsch-Südwestafrika.

1889 zählte Paul von Lettow-Vorbeck erst 19 Jahre, aber schon jetzt erfolgte jene Weichenstellung, die ihn auf die Bühne der Geschichte bringen sollte. Lettow-Vorbecks militärischer Einsatz in Afrika folgte der Logik der *kolonialen Expansion* und hatte mit der preußisch/deutschen Armee ursächlich nichts zu tun.

4. 2. 4 Von der Handels- zur Staatskolonie

Bismarck war leichtfertig genug, anzunehmen, dass die Verwaltung der deutschen Kolonien im Wesentlichen durch die Kolonialgesellschaften zu bewältigen sei. Der deutsche Staat sollte nur in Notfällen zugunsten deutscher Kaufleute eingreifen. Dabei hätte der Kanzler gewarnt sein müssen! Bereits 1858 hatte Großbritannien die „Ostindien-Kompanie“, weil sie Indien nicht mehr effektiv beherrschen konnte, entmachtet und Indien zur Kronkolonie erklärt.

Im Zeitalter des Hochimperialismus, in dem moderne Staaten gegeneinander rivalisierten, konnten private Gesellschaften, die vom Gewinn abhingen, nicht mithalten. So versuchte die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft“, die bis 1887 unter der Leitung des Carl Peters stand, in Ostafrika eine Art von souveräner Herrschaft aufzubauen, die nicht nur rechtlich höchst umstritten blieb, sondern auch politisch und wirtschaftlich missriet.

Peters` Versuch, in ganz Ostafrika landwirtschaftliche Produkte anzubauen, scheiterte an unzureichenden Mitteln, sodass die DOAG nur Unkosten zu bilanzieren hatte. Ernst Vohsen, der Peters ablöste, legte den Schwerpunkt auf den Handel und gründete in Küstennähe mehrere Handelsfaktoreien. Jedoch scheiterte auch er und verursachte sogar einen Krieg.

Denn 1888 brach der „Araber-Aufstand“ aus; einheimische Zwischenhändler sahen sich von der DOAG verdrängt und griffen zur Waffe. Nun kollabierte das Herrschaftssystem der Kompanie – vergleichbar der britischen „Ostindien-Gesellschaft“, gegen die sich 1857/58 der „Sepoy-Aufstand“ gerichtet hatte. Die DOAG engagierte gegen Bezahlung bewaffnete Einheimische, die man „Askaris“ nannte (arabisch/suahelisch für Söldner, Soldaten).

Indes konnten die „Askaris“ den Aufstand nicht niederschlagen, sodass die Reichsregierung, welche behauptete, Sklaven befreien zu wollen, militärisch eingriff. Das Kommando übertrug Bismarck dem Offizier und Afrikaforscher Hermann Wissmann, der auch die DOAG beaufsichtigte. Im Mai 1889 wurde in Ostafrika das Kriegerrecht verhängt; dadurch verlor die DOAG ihre Hoheitsrechte.

Dank einer Askari-Truppe und deutschen Offizieren besiegte Wissmann die Rebellen. Eingeborene Soldaten, die auch andere Kolonialmächte einsetzten, verursachten geringere Kosten als europäisches Militär und waren dem afrikanischen Klima besser angepasst.

Außerdem konnte man so deutsches Leben schonen und Proteste der Öffentlichkeit im Reich vermeiden. Wissman formte die Askaris zur Kolonialtruppe und übernahm anstelle der DOAG die Verwaltung der Kolonie Ostafrika. Die DOAG wurde in eine privilegierte Erwerbsgenossenschaft umgewandelt. Am 1. Januar 1891 übernahm das Deutsche Reich offiziell die Hoheit über Deutsch-Ostafrika.

Parallel hierzu verlief die Entwicklung in Deutsch-Südwest, Togo und Kamerun. Die dort ansässigen Kolonialgesellschaften und Handelshäuser konnten ebenfalls keine effektive Verwaltung aufbauen – und waren daran, weil sie die hohen Unkosten schreckten, auch nicht interessiert. Bereits Ende der 1880er-Jahre errichtete das Reich seine Hoheit über diese Länder. Wenig später kamen auch Nordost-Neuguinea und der Bismarck-Archipel unter die Fahne des Reiches.

Die deutsche Inbesitznahme von Kiautschou 1898 erfolgte bereits nur durch den deutschen Staat. Schon seit 1895 hatte das Reichsmarineamt die Bucht von Kiautschou als Flottenstützpunkt ins Auge gefasst. Als Ende 1897 in China zwei deutsche Missionare ermordet wurden, nahm die Reichsleitung dieses Ereignis zum Vorwand, um als Repressalie Kiautschou zu besetzen. China musste Kiautschou für 99 Jahre an Deutschland verpachten.

Kurz nach dem spanisch-amerikanischen Krieg 1898 kaufte Deutschland von Spanien die folgenden pazifischen Inselgruppen: Karolinen, nördliche Marianen, Palauinseln.

1911 erzielte Deutschland den letzten kolonialen Zuwachs. In diesem Jahr provozierte das Reich die „zweite Marokkokrise“, die Europa hart an den Rand des Krieges brachte.

Deutschland verlangte von Frankreich die Abtretung seines gesamten Kongogebietes. Da Großbritannien jedoch Frankreich unterstützte, musste sich die Reichsleitung damit begnügen, dass Kamerun Teile von Französisch-Äquatorialafrika erhielt.

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs hatte das deutsche Kolonialreich einen Umfang von 2,9 Millionen km² und zählte etwa 12,3 Millionen Einwohner. Der Fläche nach war es fast sechsmal so groß wie das damalige Deutschland mit 65 Millionen Einwohnern. Laut deutschen Plänen sollte in Afrika, im Nahen Osten und sogar in Südamerika weiterer Kolonialbesitz hinzutreten.

5. Zur inneren Struktur deutscher Kolonien

5.1. Das Verfassungs- und Verwaltungssystem

5.1.1 Die staatsrechtliche Situation der Schutzgebiete

Gemäß dem „Schutzgebietsgesetz“ von 1886/1900 übte der deutsche Kaiser in den Kolonien die volle Souveränität aus; hierzu gehörte neben der legislativen und exekutiven Gewalt auch die Rechtsprechung. Eine Gewaltenteilung existierte also nicht. Der Reichstag hatte keinerlei direkte Befugnisse in den Kolonien, in deren Regierung und Verwaltung er nicht eingreifen durfte. Nur bei Kolonialgesetzen, die unmittelbare Folgen für das Reich hatten, wurde der Reichstag mit einbezogen.

Faktisch konnte jedoch der Reichstag über das Haushaltsrecht die Kolonialpolitik beeinflussen, auch wenn der Kolonialhaushalt vom Reichshaushalt getrennt war. Da jedoch die eigenen Einnahmen der Kolonien (Kopfsteuern, Haussteuern, Hüttensteuern, Zölle und Gebühren) nicht ausreichten, musste das Reich Darlehen gewähren und Zuschüsse erteilen, die der Reichstag zu genehmigen hatte. Letzteres trat vor allem dann ein, wenn Kosten aufgrund von Aufständen in den Schutzgebieten entstanden.

Diffus, ungeklärt, umstritten blieb die staats- und völkerrechtliche Stellung der deutschen Kolonien. Sie galten im Allgemeinen nicht als Teil des Reiches, waren also kein Inland, wurden aber auch nicht als Ausland definiert. Obwohl das öffentliche deutsche Recht in den Kolonien nicht galt, wandte man dort Teile des deutschen Rechtes an.

Trotz der deutschen Souveränität galten in den Kolonien eigene Zollgesetze. Reichsverfügungen, die nur die Schutzgebiete betrafen, wurden nicht im „Reichsgesetzblatt“, sondern im „Deutschen Kolonialblatt“ veröffentlicht. Nicht unwidersprochen blieb der Kompromiss-Vorschlag mancher, „die Schutzgebiete völkerrechtlich als Inland und staatsrechtlich als Ausland“ zu betrachten, denn die unbeschränkte Hoheit übte der Kaiser aus. Staatsrechtlich gesehen, könnte man die deutschen Kolonien noch am ehesten als Protektorate qualifizieren.

Die nichtdeutschen Bewohner der Schutzgebiete wurden gemäß einer kaiserlichen Verordnung vom November 1900 als „Eingeborene“ definiert und erhielten nicht die deutsche Staatsbürgerschaft. Sie galten als „Untertanen des Reichs“, für die zwar deutsche Gesetze galten, aber gegen Gerichtsurteile, die in den Kolonien gefällt wurden, durften sie in Deutschland keinen juristischen Einspruch erheben.

Jene Deutschen, die in den Kolonien lebten, behielten alle ihre Rechte, die sich aus der deutschen Staatsbürgerschaft ergaben. Rechtliche Sonderregelungen bestanden für nichtdeutsche

Europäer in den Schutzgebieten sowie für die rund 10 000 Inder und Araber, die in Deutsch-Ostafrika lebten.

5.1.2 Das koloniale Verwaltungssystem

Zunächst oblag die oberste Verwaltung der Kolonien dem deutschen Auswärtigen Amt und seiner Kolonialabteilung. Dann wurde im Mai 1907 das Reichskolonialamt geschaffen, dem alle deutschen Kolonien mit Ausnahme von Kiautschou unterstanden. (Wegen seiner Bedeutung für die Flotte wurde Kiautschou vom Reichsmarineamt geleitet).

Außerdem existierte von 1890 bis 1908 ein Kolonialrat, dessen Mitglieder der Reichskanzler berief und die eine beratende Funktion ausübten. Der Kolonialrat erlangte nur eine geringe praktische Bedeutung. Der Plan, in Berlin einen Kolonialgerichtshof als Revisionsinstanz für gerichtliche Entscheidungen in den Schutzgebieten einzusetzen, wurde nicht ausgeführt.

An der Spitze jeder Kolonie standen anfangs Reichskommissare, dann Landeshauptleute, seit Ende des 19. Jahrhunderts Gouverneure. Unmittelbar vorgesetzt war den Gouverneuren das Reichskolonialamt. Jedoch erhielten die Gouverneure großen Spielraum bei der Gestaltung ihrer Maßnahmen. So ähnelten Gouverneure wie Theodor Leutwein (Südwestafrika), Jesco von Puttkamer (Kamerun) oder Wilhelm Solf (Samoa) beinahe Vizekönigen. Seit 1903 mussten sie immerhin ihre jeweiligen Verordnungen publizieren.

Unterhalb der Gouverneure standen anfangs in jeder Kolonie nur etwa zehn Beamte, deren Zahl im Laufe der Zeit auf einige Dutzend anstieg. Ursprünglich als Gesamtgremium für alles zuständig, gliederten sie sich bald in Fachressorts. Auf der mittleren Verwaltungsebene agierte jeweils der Bezirksamtmann; eine Kolonie war in Bezirke oder Distrikte eingeteilt. Unterhalb dieser Ebene gab es Zivilstationen, die oft in Konkurrenz mit den Militärstationen lagen.

Die Hauptlast der Verwaltung lag bei den Bezirksamtännern: Straßenbau, Schule, Polizei, Gesundheitswesen, Rechtsprechung. Insgesamt war die deutsche Kolonialverwaltung stark improvisiert und lückenhaft; die genauen Kompetenzen blieben ungeklärt. Genügend Personal für die koloniale Verwaltung zu rekrutieren, erwies sich als schwierig; der Dienst in Afrika bot kaum Vorteile und stand in dem Ruf, „gescheiterte Existenzen“ wie Carl Peters anzuziehen.

Dieses Manko sollte dadurch behoben werden, dass man Kolonialschulen gründete, die Deutsche vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht auf ihr Leben in Übersee vorzubereiten hatten. Zu erwähnen ist die 1898 in Witzenhausen bei Kassel gegründete (private) „Deutsche Kolonialschule“, der 1908 an gleicher Stelle die „Kolonial-Frauenschule“ folgte. Ebenfalls 1908 wurde das (staatliche) „Hamburger Kolonialinstitut“ gegründet, das künftige Kolonialbeamte auf ihren Dienst vorbereitete.

Der Erfolg dieser Maßnahmen hielt sich in Grenzen, zumal die deutsche Kolonialpolitik dauerhaft in der Kritik der Öffentlichkeit stand. Die einzige deutsche Siedlungskolonie blieb Deutsch-Südwestafrika, wo um 1900 insgesamt etwa 2000 Deutsche lebten – Kaufleute, Beamte, Handwerker, Farmer, Militärs der Schutztruppe, deren Gesamtzahl bis 1914 auf gut 12 000 anwuchs. 1909 erhielten sie eine Selbstverwaltung auf der Basis von Gemeinderäten. Die „Eingeborenen“ wurden dabei strikt ferngehalten. In Ostafrika wollte man die Einheimischen stärker in eine Selbstverwaltung einbinden, doch wurde dieser Versuch abgebrochen.

5.1.3 Das Militär

Ohne militärische Gewalt anzuwenden, hätte es keine deutschen Kolonien gegeben. Allein in Kamerun mussten mehr als 100 militärische Expeditionen durchgeführt werden, um das Land effektiv in Besitz zu nehmen. Die afrikanischen Kolonien wurden mit einem Netz von „Militärstationen“ überzogen, die anfangs auch mit Verwaltungs- und Polizeiaufgaben befasst waren.

Zunächst bestanden die Kolonialtruppen nur aus wenigen einheimischen Soldaten, die man in der jeweiligen Umgebung angeworben hatte. Erstmals geschah dies, wie bereits erwähnt, 1888 in Deutsch-Ostafrika.

Bis 1914 wurde die Zahl der Soldaten ständig erhöht und „Schutztruppen“ gebildet, die nicht zur regulären deutschen Armee gehörten, sondern dem „Schutztruppenkommando“ im Reichskolonialamt unterstanden. In Kamerun und Ostafrika gehörten 90% der Soldaten der einheimischen Bevölkerung an; alle Offiziere waren deutsch. Nach den Aufständen in Deutsch-Südwestafrika gehörten nur noch Weiße zur dortigen Schutztruppe. Gerade in „Siedlungskolonien“ wie Deutsch-Südwestafrika und im französischen Algerien wurden ethnische Trennlinien gezogen. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs gab es in Kamerun 1700 Soldaten, in Deutsch-Südwestafrika etwa 2000 und in Deutsch-Ostafrika rund 2800 Mann.

Im Gegensatz zu den Beamten schätzten Militärs den Kolonialdienst; er wurde gut entlohnt und bot die Chance zur „Bewährung“. Großen disziplinarischen Zwängen unterlagen die Militärs in den Kolonien nicht. Formal unterstanden zwar die Schutztruppen dem Oberbefehl des jeweiligen Gouverneurs, der jedoch keineswegs immer eine wirksame Kontrolle ausübte. Eben deshalb galt der Kolonial-Militärdienst häufig als ein Refugium gestörter Charaktere. Inwieweit diese Einschätzung auf Lettow-Vorbeck zutrifft, ist noch zu untersuchen.

5.2 Zur kolonialen Wirtschaft

Viele Historiker glauben, dass die Kolonialisten wirtschaftlich-rational kalkuliert hätten. Um Handel und gewerbliche Produktion auszuweiten, Absatz- und Rohstoffgebiete zu gewinnen, sei es notwendig gewesen, überseeische Territorien zu besetzen.

Im Licht der Tatsachen verblasst diese Interpretation. Fast keine der deutschen Kolonialverwaltungen erzielte Einnahmen, die den Bedarf deckten, sondern sie blieben auf Zuschüsse aus dem Reich angewiesen, die sich zwischen 30 Millionen und 57 Millionen Mark jährlich bewegten. Besonders teuer war es, Aufstände niederzuschlagen, deren Folgekosten allein das Reich tragen musste.

Betrachtet man die wirtschaftliche Gesamtbilanz der deutschen Kolonialpolitik, sind magere Resultate festzustellen. 1914 entfielen kaum 2,5% des deutschen Außenhandels auf die Schutzgebiete. Deren Einfuhrquote nach Deutschland lag sogar noch weit darunter und erreichte nur ein knappes halbes Prozent. Deutsche Kolonien exportierten Kautschuk, Blei, Kupfer, Zinn, Diamanten, Tierfelle, Sisal, Baumwolle, Kakao, Ölfrüchte.

Umgekehrt lag die deutsche Ausfuhr in die Kolonien ebenfalls bei deutlich unter einem Prozent (Investitionsgüter für Hafenanlagen und Eisenbahnen, Textil- und Metallwaren, Alkohol, Waffen). Deutschland war nicht imstande, seinen Rohstoffbedarf in den Kolonien zu decken und gewann keine nennenswerten Absatzmärkte hinzu. Nur 2,1 % der deutschen Auslands-Investitionen gingen 1914 in eigene Kolonien.

Diese schlichten Zahlen widerlegen alle Phantastereien eines Carl Peters und der Kolonial-Gesellschaften. Deutschland behandelte seine Besitzungen sogar zollpolitisch wie die Kolonien anderer Länder. Die Handelsbilanz der Schutzgebiete blieb passiv.

Meistens schreckten deutsche Investoren vor einem Engagement in den Kolonien zurück. Jene Landgesellschaften, die in Deutsch-Afrika Plantagen unterhielten, blieben weit hinter ihren erhofften Gewinnmargen zurück. Häufig lagen die Unkosten höher als der Ertrag. In deutsch-afrikanischen Kolonien wurden mehrere Eisenbahnlinien gebaut, die überwiegend durch Reichsgelder finanziert wurden und deren Bau Arbeitskräfte von den Plantagen abzog.

Die einheimische Landwirtschaft sah sich vielfach durch Großplantagen und Siedlerfarmen verdrängt; afrikanische Bauern mussten gegen eine geringe Entschädigung eigenen landwirtschaftlichen Besitz aufgeben. Diese Vorgänge mündeten in den Ruin der einheimischen Kultur und Selbstbestimmung; ein neuer bäuerlicher Mittelstand entwickelte sich nicht.

Faktisch enteignete afrikanische Bauern fristeten oftmals ihr Dasein als Arbeiter auf den großen Plantagen der Landgesellschaften. Auch punktuell errichtete landwirtschaftliche Versuchsstationen und Ausbildungsstätten änderten am Gesamtbild wenig.

5.3 „Zivilisatorische Mission“ und die Praxis der „Strafen“

Christlich-deutsche Missionsgesellschaften verfolgten das Ziel, die Einheimischen aus ihren „heidnischen“ Lebensbezügen zu entfernen, indem diese auf den Plantagen der Missionen arbeiten mussten.

Der „Missionierung“ im europäischen Sinn diente auch der Aufbau von Schulen in den deutschen Kolonien. Vor allem die Missionsstationen unterhielten Grundschulen, einige Mittelschulen sowie Handwerker- und Ackerbauschulen. In den Grund- und Mittelschulen dominierten der Religionsunterricht und andere praxisferne Fächer. Daneben wurden in geringer Zahl auch Regierungsschulen gegründet. Gar nicht wurde die einheimische Kultur gelehrt. Umstritten blieb, ob Deutsch oder einheimische Sprachen die Unterrichtssprachen sein sollten.

Nur ein kleiner Teil der einheimischen Kinder wurde überhaupt eingeschult; am höchsten lag die Rate in Togo mit 9%. Ohnehin war man auf deutscher Seite an allzu großer Ausbildung der Einheimischen nicht interessiert, weil viele befürchteten, dass zu viel Wissen in „Aufsässigkeit“ münde.

Das in den Kolonien geschaffene Gesundheitswesen diente in erster Linie deutschen Beamten, Militärs und Siedlern. Es kam nur in einem geringen Umfang auch Einheimischen zugute. Am zahlreichsten waren Militärärzte vertreten. 1914 gab es in den deutschen Kolonien insgesamt 139 Ärzte, sodass theoretisch ein Arzt auf 100 000 Personen kam. Medizinische Erfolge gelangen nur selten, so bei der Bekämpfung von Pocken und Pest.

Eines der wichtigsten Herrschaftsmittel in den Kolonien war die Strafrechtspraxis mit ihren teilweise barbarischen Sanktionen, wie es sie in Deutschland längst nicht mehr gab. Rechtsstaatliche Prinzipien wie „nulla crimen sine lege“ wurden bewusst außer Kraft gesetzt und durch willkürliches Ermessen abgelöst. Außer der Todesstrafe gehörten hierzu Zwangsarbeit, Kettenhaft und Landesverweis. Besonders oft verhängten Richter die Prügelstrafe, die mit der

Nilpferdpeitsche vollstreckt wurde. – Betrachtet man die Realität der deutschen Kolonien, so bleibt von der „Heia Safari!“-Romantik eines Lettow-Vorbeck nicht viel übrig.

6. Lettow-Vorbeck als Kolonialoffizier

- In den Jahren 1900 und 1901 nahm Lettow-Vorbeck an der Niederwerfung des Boxeraufstandes in China teil. Im März 1901 zum Hauptmann befördert.
- Von 1902 bis 1904 befehligte Lettow-Vorbeck ein Grenadier-Regiment in Berlin/Charlottenburg.
- Von 1904 bis 1906: Beteiligung an der Niederschlagung des Herero-Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika.
- Nach der Rückkehr sechs Monate im Großen Generalstab. Seit April 1907 Stabsadjutant (Major) im Generalkommando des XI. Armeekorps in Kassel.
- Februar 1909: Kommandant des 2. Seebataillons in Wilhelmshaven.
- Oktober 1913: Oberstleutnant. Seit April 1914 Oberkommandeur der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika.
- August 1914: Kriegsbeginn in Ostafrika. Lettow-Vorbeck lehnte Neutralität ab.
- November 1914: Britischer Landungsversuch bei Tanga wurde abgewehrt. Januar 1915: Gefecht bei Jassini. Unter großen eigenen Verlusten Sieg über britisch-indische Truppen, denen die Munition ausgegangen war.
- 1916/17: Mai 1916: Gefecht bei Kondoa Irangi, beträchtliche deutsche Verluste. Sukzessive wurde die Schutztruppe aus Deutsch-Ostafrika herausgedrängt und ging nach Portugiesisch-Ostafrika. Kurz zuvor ein strategisch überflüssiges und verlustreiches Gefecht bei Mahiwa (Oktober 1917). November 1917: Gefecht bei Ngomano gegen portugiesische Truppen. Im gleichen Jahr Beförderung zum Generalmajor.
- September/Oktober 1918: Schutztruppe kurzzeitig wieder in Deutsch-Ostafrika, seit November in Rhodesien.
- 25. November 1918: Reste der Schutztruppe kapitulierten bei Abercorn (Rhodesien).

6.1 Der „Boxeraufstand“

Zwischen den europäischen Kolonialmächten herrschte eine Rivalität, die auch den chinesischen „Boxerkrieg“ von 1900 charakterisierte. An der Niederwerfung der „Boxer“ nahm Lettow-Vorbeck freiwillig teil und sammelte wichtige kolonial-militärische Erfahrungen.

Seit dem „Opiumkrieg“ von 1839-1842 und den „ungleichen Verträgen“, die Großbritannien dem Reich der Mitte aufzwang, hatte sich China dem Drogenkonsum öffnen müssen und geriet in das Joch westlicher Mächte. Als Japan China im Krieg von 1894/95 besiegte, nahm Japan am Wettlauf um die Hegemonie in China teil.

Gegen diesen fortgesetzten Niedergang des eigenen Landes rebellierte seit 1898 die chinesischen „Faustkämpfer für Recht und Harmonie“, deren Losung lautete: „Vernichtet die Ausländer!“, womit vor allem christliche Missionare und europäische Gesandte gemeint waren.

Die Rebellen handelten mit dem Einverständnis der Kaiserin Cixi, die erklärte, dass „die Fremden unsere territoriale Integrität verletzt, unser Volk mit Füßen getreten“ haben. Daher sei das gewaltsame Vorgehen der „Boxer“ gegen die Invasoren gerechtfertigt.

Rasch eskalierte die Situation. Mitglieder europäischer Gesandtschaften riefen „Schutztruppen“ zu Hilfe, welche die „Boxer“ bekämpften, deren Vormarsch auf Peking, wo die Gesandten residierten, sie jedoch nicht verhindern konnten. Am 19. Juni 1900 stellte die chinesische Regierung ein Ultimatum, wonach alle ausländischen Gesandten innerhalb von 24 Stunden Peking zu verlassen hätten. Einen Tag später erschossen „Boxer“ den deutschen Gesandten Clemens von Ketteler in Peking, und das Ausländerviertel in Peking, wo auch zahlreiche chinesische Christen lebten, wurde attackiert.

Nun entschloss sich Wilhelm II., an der internationalen „Strafexpedition“ gegen China teilzunehmen und sandte deutsche Soldaten, die sich freiwillig meldeten, unter ihnen Paul von Lettow-Vorbeck, ins ferne China. Am 27. Juli 1900 verabschiedete sie der deutsche Kaiser in Bremerhaven; von dort aus sollten die Soldaten per Schiff nach China fahren. (Sie trugen bereits jene geschwungenen Hüte, die später als „Lettow-Vorbeck-Hüte“ bekannt wurden).

Die Ansprache, die Wilhelm II. bei dieser Gelegenheit hielt, erlangte historische Bedeutung – sowohl für Lettow-Vorbeck, der sie persönlich hörte, als auch für die deutsche Außen- und Kolonialpolitik. „Ihr sollt fechten gegen eine gut bewaffnete Macht“, rief der Kaiser, „aber ihr sollt auch rächen, nicht nur den Tod des Gesandten (von Ketteler), sondern auch vieler Deutscher und Europäer. Kommt ihr vor den Feind, so wird er geschlagen, Pardon wird nicht gegeben; Gefangene werden nicht gemacht. Wer euch in die Hände fällt, sei in eurer Hand. Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie jetzt noch in der Überlieferung gewaltig erscheinen lässt, so möge der Name Deutschland in China in einer solchen Weise bekannt werden, dass niemals wieder ein Chinese es wagt, etwa einen Deutschen auch nur scheel anzusehen“.

Im August 1900 besetzten deutsche, US-amerikanische, britische, französische, japanische, italienische, russische und österreichisch-ungarische Truppen Peking und verübten dort Mordtaten und andere Gräueltaten. An diesem Beispiel kann man gut erkennen, dass der Kolonialimperialismus ein Phänomen war, das keineswegs als spezifisch deutsch missverstanden werden darf. Im „Boxer-Protokoll“ vom 7. September 1901 definierten die Interventionsmächte, die hart gegeneinander rivalisierten, den kleinsten gemeinsamen Nenner ihrer Zielvorstellungen, indem sie China das Prinzip der „offenen Tür“ auferlegten, das den imperialistischen Mächten volle Handelsfreiheit in China gewährte.

Lettow-Vorbeck diente in China als Adjutant der 1. ostasiatischen Infanteriebrigade. Die Ansprache des Kaisers in Bremerhaven fand seine Zustimmung. Die Brutalität aller Interventionen beeindruckte Lettow-Vorbeck in einem positiven Sinn. Im Januar 1901 nahm Lettow-Vorbeck, der kurzzeitig als Stabsoffizier bei dem Feldmarschall Alfred Graf von Waldersee tätig war, an Kampfeinsätzen gegen „Boxer“ teil. Dabei wurde er Zeuge einer standrechtlichen Erschießung gefangener „Boxer“.

Zur 1. Ostasiatischen Infanteriebrigade zurückgekehrt, wurde er im März 1901 zum Hauptmann ernannt. Sein Vorgesetzter war nun General Lothar von Trotha, dem er Jahre später in Deutsch-Südwestafrika im Krieg gegen die Hereros und Nama zur Seite stand. In China organisierte Lettow-Vorbeck zuletzt jene Teile des deutschen Expeditionskorps, die als Besatzungstruppe zurückblieben, wobei er ein bemerkenswertes Improvisationstalent unter Beweis stellte und viele Kenntnisse hinsichtlich des Nachschubwesens erwarb, die ihm in Deutsch-Ostafrika zugute kommen sollten.

Obwohl Lettow-Vorbeck mehrere Medaillen erhielt, darunter auch solche anderer Interventionsmächte, genügte ihm der Einsatz in China nicht, und er kehrte 1901 nach Deutschland zurück.

Der „Boxerkrieg“ zeigte das jeher feststellbare Doppelgesicht des Kolonialimperialismus: unbeschränkte Gewalt gegenüber den jeweiligen Einheimischen und die erbitterte Rivalität der Kolonialmächte untereinander. An dieser historischen Grundkonstellation änderte sich zwischen Kolumbus und dem Ersten Weltkrieg wenig. Daher wäre es unrichtig und ahistorisch, wollte man in Lettow-Vorbeck erstrangig ein spezifisch preußisch-deutsches Phänomen sehen. Andererseits darf Lettow-Vorbecks Prägung durch das deutsche Militärwesen nicht unterschätzt werden.

6.2 Der Aufstand in Deutsch-Südwestafrika

Nach Deutschland zurückgekehrt, diente Lettow-Vorbeck in dem (Berlin)-Charlottenburger Grenadierregiment Nr. 3, wo er seit Januar 1902 eine Kompanie befehligte und auf diesem Posten bis 1904 verblieb.

Anfang 1904 begann in Deutsch-Südwestafrika ein Aufstand gegen die deutschen Kolonialherren. Der Stamm der Hereros wehrte sich gegen deutsche Farmer, welche die Hereros in Reservate abdrängten. Diese Rebellion erfasste auch die Stämme der Nama und wurde in Deutschland „Hottentotten-Krieg“ genannt.

Die in Deutsch-Südwest stationierte Schutztruppe, die der Gouverneur Theodor Leutwein befehligte, konnte den Aufstand nicht niederschlagen. Daraufhin schickte man deutsche Soldaten aus dem Reich, die sich freiwillig gemeldet hatten, nach Deutsch-Südwestafrika. Den militärischen Oberbefehl übernahm Generalleutnant Lothar von Trotha.

Auch Lettow-Vorbeck meldete sich freiwillig für den Einsatz in Deutsch-Südwest und wurde im Mai 1904 zum Ersten Adjutanten im Stab von Trotha ernannt. Zuvor hatte man eine Komplikation lösen müssen, die sich aus der eigenartigen Militärverfassung des Reiches ergab (vgl. oben). Da die Schutztruppen nicht zum kaiserlichen Heer gehörten, musste Lettow-Vorbeck formal seinen Austritt aus dem Heer erklären, um in die Schutztruppe eintreten zu können. Lettow-Vorbeck war für Personalangelegenheiten zuständig und führte das Kriegstagebuch.

Trotha ließ die aufständischen Hereros im August 1904 am Waterberg einkesseln. Den Hereros gelang der Ausbruch in die Omaheke-Wüste. Soldaten der Schutztruppe verfolgten sie, wobei viele Hereros umkamen. Anfang Oktober 1904 erließ Trotha einen berüchtigten Mordbefehl: „Innerhalb der deutschen Grenze wird jeder Herero, mit oder ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh, erschossen. Ich nehme keine Weiber und keine Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volk zurück oder lasse auf sie schießen“. Über Frauen und Kinder sei hinwegzuschießen, um sie zur Flucht zu zwingen, männliche Gefangene sollten aber nicht gemacht werden.

Den Kampf gegen die Hereros verstand Trotha als „Rassenkampf“, der die Hereros zwingen sollte, Deutsch-Südwestafrika zu verlassen oder, falls sie das nicht tun wollten, auszurotten. Das Land sollte künftig allein deutschen Farmern gehören. Allerdings konnte Trotha dieses Ziel nicht völlig erreichen, denn er musste im Dezember 1904 seinen „Schießbefehl“ aufheben, weil man ihn hierzu aus Berlin angewiesen hatte.

Lettow-Vorbeck hielt Trothas Grausamkeit für richtig: „Ich glaube, dass ein Aufstand solchen Umfangs erst mal mit allen Mitteln ausgebrannt werden muss. Der Schwarze würde in Weichheit nur Schwäche sehen“. Auf die Verlustziffern der Hereros und Nama wies Lettow-Vorbeck in seinen Büchern nicht hin. Von 80 000 Hereros überlebten den Krieg, der offiziell bis März 1907 dauerte, nur 15 130 Stammesangehörige. Rund die Hälfte der etwa 20 000 Nama verlor ihr Leben.

Freilich darf nicht übersehen werden, dass andere Kolonialmächte genauso oder weit schlimmer agierten. Zu erwähnen sind besonders die „Kongo-Gräuel“ um 1900, die der belgische König Leopold II. zu verantworten hatte. Heute geht man davon aus, dass dabei etwa zehn Millionen Afrikaner aufgrund barbarischer Zwangsarbeit, systematischen Abhackens von Händen und wirtschaftlichen Elends ums Leben kamen. Wegen zahlreicher Grausamkeiten – „verbrannte Erde“ und Konzentrationslager – erhielt auch der zweite Burenkrieg (1899-1902) traurige Berühmtheit.

Lettow-Vorbeck nahm an mehreren Scharmützeln des Krieges in Deutsch-Südwestafrika teil, empfing dafür Orden, musste aber eine peinliche Schlappe hinnehmen. Man hatte ihn beauftragt, ein Stammesoberhaupt der Nama gefangenzunehmen, doch konnte Lettow-Vorbeck diesen Befehl wegen der Unerfahrenheit seiner Truppe nicht ausführen.

Erst im November 1905 erhielt Lettow-Vorbeck ein reguläres Frontkommando; er befehligte eine Kompanie, die rebellische Nama-Trupps niederschlagen sollte. Lettow-Vorbeck stieß auf eine solche Gruppe; es gab Tote und Verwundete.

Im Januar 1906 trug Lettow-Vorbeck eine schwere Verletzung am linken Auge davon; es blieb dauerhaft geschädigt. Der Offizier erhielt drei Orden; die Gefechte gegen die Nama wurden als regulärer Kriegseinsatz gewertet. Lettow-Vorbecks militärische Laufbahn konnte das nur positiv beeinflussen. Wegen seiner Verletzung kehrte Lettow-Vorbeck im Sommer 1906 nach Deutschland zurück.

Die Kämpfe in Deutsch-Südwestafrika waren für Lettow-Vorbecks spätere Kriegführung in Deutsch-Ost höchst bedeutsam. Unter Trotha lernte er zahlreiche Strategien des Buschkrieges kennen, den taktischen Rückzug eingeschlossen.

Nach dem Ende des Herero-Aufstandes strömten mehr deutsche Zuwanderer nach Deutsch-Südwestafrika; unter dem neuen Gouverneur Friedrich von Lindequist wurde Deutsch-Südwest zur Siedlungskolonie ausgebaut. Gleichzeitig unterwarf Lindequist die Einheimischen einer unnachsichtigen Kontrolle.

Die Wellen des Herero-Krieges schlugen bis nach Deutschland, wo sie eine innenpolitische Krise auslösten. Im Herbst 1906 hatte die Reichsleitung wegen dieses Krieges die Bewilligung von 29 Millionen Mark durch den Reichstag gefordert. Das Zentrum und die Sozialdemokratie lehnten dieses Begehren ab, weil die Regierung sich geweigert hatte, Missstände in der deutschen Kolonialverwaltung abzustellen. Bülow warf beiden Parteien vor, die Kommandogewalt des Kaisers mindern zu wollen und beendete seine Kooperation mit dem Zentrum.

Daraufhin wurden im Dezember 1906 Reichstagswahlen abgehalten, auch „Hottentottenwahlen“ genannt, die es ermöglichten, den „Bülowblock“ zu bilden, der sich aus konservativen und liberalen Parteien zusammensetzte, welche die deutsche Kolonialpolitik nicht in Frage stellten.

6.3 Zwischen den Kriegen

Nach seiner Ankunft in Deutschland verließ Lettow-Vorbeck die Schutztruppe und trat wieder ins kaiserliche Heer ein. Er arbeitete sechs Monate im Großen Generalstab, um seine 1900 unterbrochene Ausbildung zu beenden. Am meisten schätzte der noch junge Offizier die Strategie der Offensive. Noch während er dem Generalstab angehörte, wurde Lettow-Vorbeck im April 1907 zum Major ernannt und in der Funktion eines Stabsadjutanten zum Generalkommando des XI. Armeeekorps in Kassel versetzt.

Hier kümmerte er sich vor allem um Personalangelegenheiten und mahnte an, für mehr qualifizierte Unterführer zu sorgen. Dieser Vorschlag wurde im XI. Armeeekorps gebilligt. Lettow-Vorbeck erstrebte jedoch ein Truppenkommando.

Zwei Jahre verblieb der nun fast Vierzigjährige in Kassel; im Februar 1909 trat er in die Marine ein. Der Grund war seine Ernennung zum Kommandanten des 2. Seebataillons in Wilhelmshaven. Von hier aus schien der erneute Weg nach Afrika nicht weit entfernt zu sein.

Allerdings musste Lettow-Vorbeck bald feststellen, dass die kaiserliche Marine, in der seit 1897 das Schlachtflottenkonzept des Admirals Tirpitz galt, an Kolonien nicht sonderlich interessiert war. Die Seebataillone sollten der Verteidigung der deutschen Küste und Kriegshäfen dienen.

Auch behagte es dem altkonservativen Offizier nicht, dass in der hoch technisierten Marine vor allem „bürgerliche“ Offiziere dienten. Bald erkannte Lettow-Vorbeck, dass er in einer Sackgasse steckte und beantragte schon Ende 1909 seine Versetzung nach Kiautschou oder zu den Schutztruppen in Afrika. Vorläufig kam er nur auf eine Warteliste.

Erst einmal bemühte sich Lettow-Vorbeck, die Ausbildung der ihm anvertrauten Seesoldaten zu verbessern. Insbesondere schulte er sie darin, mit dem Maschinengewehr umzugehen, das sich im Herero-Krieg bewährt hatte.

Auch unternahm er auf deutschen Kriegsschiffen mehrere Fahrten; dank dienstlichen Eifers wurde er Anfang Oktober 1913 zum Oberstleutnant befördert. Lettow-Vorbeck verkehrte auch persönlich mit dem Kaiser und anderen gekrönten deutschen Häuptern. Des Offiziers ohnehin stark ausgeprägte Bejahung des wilhelminischen Regierungssystems wurde noch gesteigert.

Interessanterweise zerschlugen sich lange Zeit Lettow-Vorbecks Bemühungen, zum Truppenkommandeur in Afrika ernannt zu werden. Vermutlich geschah dies deshalb, weil das Reichskolonialamt Lettow-Vorbecks offensive Militärstrategie für unangebracht hielt. Man bevorzugte in den Kolonien eine defensive Strategie; das Reichskolonialamt verließ sich darauf, dass die deutschen Kolonien gemäß der Kongo-Akte im Kriegsfall neutralisiert würden.

Lettow-Vorbeck zum Kommandeur zu ernennen hätte, so lautete die realistische Beurteilung des Kolonialamtes, die Kriegsgefahr vergrößert. Angesichts der Überlegenheit der Entente gab es für die deutschen Kolonien faktisch nur eine Überlebenschance: die Teilnahme an einem Krieg mittels Neutralität zu vermeiden. Das Reichskolonialamt sah demnach in Lettow-Vorbeck geradezu eine Gefährdung des deutschen Kolonialbesitzes! Hat Lettow-Vorbeck den Verlust der deutschen Kolonien eher beschleunigt als verlangsamt?

Außerdem vertrat das RKA unter der Leitung des Bankiers Bernhard Dernburg und seines Nachfolgers Wilhelm Solf in den deutschen Kolonien eine betont zivile Linie; man konzentrierte sich auf die wirtschaftliche Modernisierung und wies den Schutztruppen eine nachgeordnete Rolle zu. Sie sollten die Erschließung der jeweiligen Kolonie voranbringen; in dieses Konzept passte Lettow-Vorbeck nicht.

Weil ihn jedoch der staatsmännisch unbedarfte deutsche Kaiser schätzte, ernannte Wilhelm II. trotz aller Bedenken Lettow-Vorbeck im Oktober 1913 zum Kommandeur der Schutztruppe in Kamerun und am 12. Dezember des gleichen Jahres zum stellvertretenden Befehlshaber der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika.

Obwohl Lettow-Vorbeck formal weiterhin Kommandeur der Schutztruppe in Kamerun blieb, hat er dort sein Amt nicht angetreten, sondern ging im Januar 1914 nach Deutsch-Ostafrika, wo er am 13. April zum (ersten) Kommandeur der Schutztruppe ernannt wurde. Am gleichen Tag übernahm ein anderer Offizier das Kommando in Kamerun.

Sein Vorgänger in Deutsch-Ostafrika, Oberstleutnant Kurt von Schleinitz, hatte zuvor auf Initiative des Reichstagsabgeordneten Matthias Erzberger (Zentrum) seinen Posten verloren. Schleinitz verantwortete das inhumane Vorgehen der Schutztruppe bei einer „Strafexpedition“ gegen Einheimische. Nach anfänglichem Zögern entließ der Kaiser Schleinitz und bestimmte Lettow-Vorbeck zu dessen Nachfolger.

7. Lettow-Vorbeck und der Krieg in Deutsch-Ostafrika (1914-1918)

7.1 Die Situation in Deutsch-Ostafrika

Auch in Deutsch-Ostafrika hatte es Aufstände gegeben. Seit 1891 widersetzten sich die ostafrikanischen Wahehe (Hehe) dem immer stärkeren Druck ihren deutschen Kolonialherren. Der deutsche Militär-Kommandeur Emil von Zelewski verlor 1891 ein Gefecht gegen die Wahehe und kam dabei ums Leben. Mkwawa, Häuptling der Aufständischen, entging 1898 der Gefangennahme durch Selbstmord; sein Schädel wurde angeblich nach Deutschland gesandt, aber die Rebellion der Wahehe ging noch einige Jahre weiter. (Im Versailler Vertrag wurde Deutschland verpflichtet, Mkwawas Schädel den Briten auszuhändigen).

Noch schwerer fiel der „Maji-Maji-Aufstand“ von 1905 bis 1908 ins Gewicht, der etwa zeitlich parallel zum Herero-Krieg verlief. Allerdings unterschieden sich die Ursachen dieses Krieges von denen in Deutsch-Südwestafrika. Das Binnenland der deutsch-ostafrikanischen Kolonie war in zahlreiche kleine politisch/kulturelle und religiöse Gruppierungen aufgespalten. Die deutsche Verwaltung bemühte sich darum, diese Dorfgemeinschaften ihrer Herrschaft zu unterwerfen.

Im März 1905 wurde den Eingeborenen eine Kopfsteuer auferlegt; sofern sie nicht imstande waren, sie zu erwirtschaften, musste die Steuer, meistens weit entfernt vom Wohnort, unter entwürdigenden Umständen abgearbeitet werden. Zugleich musste jeder Mann 28 Tage im Jahr Zwangsarbeit leisten, die darauf abzielte, in der jeweiligen Gemeinde Baumwollpflanzungen anzulegen. Aufgrund dieser quasi-feudalen Fronarbeit wurde die Feldwirtschaft der Einheimischen vernachlässigt.

Daher begann der Aufstand als Erhebung von Bauern, die deutsche Baumwollfelder zerstörten. Freilich ging deren Rebellion bald über die Baumwoll-Regionen hinaus und richtete sich

gegen das gesamte koloniale System. Vereint wurden die Aufständischen durch den Wasserkult „Maji“ (Swahili für Wasser). Man glaubte, dass ein bestimmtes Flusswasser magische Kräfte besitze und gegen die Waffen der Kolonialherren unverwundbar mache.

Dennoch konnte der Maji-Maji-Kult die stark zersplitterten Aufständischen nicht dauerhaft einigen. Die verschiedenen Ethnien, Stämme und Klans waren zerstritten.

Die Maji-Rebellen bekämpfte der deutsche Gouverneur Gustav Adolf von Götzen, der in Daressalam residierte. Götzen warb Askaris solcher Ethnien an, welche die wenigen tausenden deutschen Soldaten unterstützten. Die Kämpfe in Deutsch-Ostafrika trugen vor allem Einheimische aus.

Es gelang, den Aufstand mittels brutalster Gewalt, welche standrechtliche Erschießungen und die Verwüstung ganzer Landstriche mit einschloss, zu unterdrücken. Soziale Strukturen und religiös-kulturelle Traditionen brachen in Ostafrika vielfach zusammen; etliche Stämme blieben verfeindet. Damit konnte die Kolonialmacht, ähnlich wie in Deutsch-Südwest, auch hier das gesamte Land ihrer Dominanz unterwerfen.

Der neue Gouverneur in Deutsch-Ostafrika, Albrecht von Rechenberg, versuchte eine Zeit lang, die Situation der Einheimischen zu verbessern. Die Arbeitspflicht wurde abgeschafft, der Landverkauf an Europäer gestoppt, die Sklaverei bekämpft. Letztlich scheiterte Rechenberg; die Zahl der deutschen Siedler stieg in Ostafrika bis 1913 auf knapp 900 an; damit expandierte wiederum die Plantagenwirtschaft, und eine neue Arbeitspflicht wurde eingeführt. Die Zerstörung der überlieferten Strukturen ging weiter; letztlich war noch 1914 keines der Probleme gelöst.

Im landwirtschaftlich geprägten Deutsch-Ostafrika (Kopra, Holz, Kaffee) wurden durch deutsche Farmer außer Baumwollpflanzungen auch Kulturen für Kautschuk und Sisal eingeführt. Private deutsche Eisenbahngesellschaften bauten ein Streckennetz von rund 1600 Kilometern. Die Eisenbahn diente der wirtschaftlichen Nutzung und administrativen Unterwerfung der Kolonie. Am bedeutsamsten wurde die von 1907 bis 1914 gebaute „Mittellandbahn“, die Daressalam mit Kigoma am Tanganjikasee verband.

Am Beginn des 1. Weltkriegs lebten in Deutsch-Ostafrika etwa 7,7 Millionen Menschen; damit war dieses Land die bevölkerungsreichste deutsche Kolonie. Von den 7,7 Millionen Bewohnern waren nur etwa 18 000 keine Afrikaner. Zu den letzteren zählten die erwähnten deutschen Siedler (knapp 900), dazu kamen weitere etwa 3000 Deutsche, die in Verwaltung, Schutztruppe und im Handel tätig waren, außerdem weitere rund 1000 Europäer. (In „Heia Safari!“ erwähnt Lettow-Vorbeck eine „Pflanzung Neu-Steglitz“).

Etwa 9000 Inder und 4000 Araber betätigten sich im Handel. Fast alle Europäer lebten, abgesehen von den Plantagenbesitzern, welche die klimatisch günstige Bergregion um den Kilimandscharo bevorzugten, in den Küstenstädten, besonders in der Hauptstadt Daressalam.

Seit Mai 1912 war der Jurist Heinrich Albert Schnee (1871-1949) Gouverneur von Deutsch-Ostafrika und behielt dieses Amt bis zum Ende der deutschen Kolonialherrschaft. 1911/12 hatte er den Posten eines Ministerialdirektors im Reichskolonialamt bekleidet. Schnee versuchte erfolglos, die vergleichsweise moderate Politik seines Vorgängers Rechenberg fortzusetzen und das Problem des Arbeitskräftemangels zu beheben.

Als Gouverneur war Schnee dem Militärkommandanten Lettow-Vorbeck übergeordnet, konnte sich gegen ihn aber nur selten durchsetzen. Von 1933 bis 1945 gehörte Schnee der NSDAP an. Wie Lettow-Vorbeck unterstützte Schnee nach 1918/19 jene Kräfte, die besonders vehement propagierten, dass Deutschland neue Kolonien benötige.

7.2 Die Strategie des Paul von Lettow-Vorbeck

7.2.1 Die erste Phase des Krieges

Wie bereits erwähnt, erreichte Lettow-Vorbeck Anfang 1914 Deutsch-Ostafrika. Er unternahm mehrere Inspektionsreisen, wobei er die ihm unterstellten, weit verstreuten Kompanien der Schutztruppe begutachtete. Die Einstellung der Truppe gefiel ihm; er kritisierte aber deren veraltete Waffen und geringe Gefechtsausbildung.

Zum größten Teil bestanden die Mannschaften der Schutztruppe aus Einheimischen: Wahehe, Sukuma, Nyamwezi. Noch ein knappes Drittel der Soldaten stellten landfremde Sudanesen, Athiopier, Somali und Zulu. Deutsche Offiziere der Schutztruppe hätten am liebsten nur, aus Gründen der Zuverlässigkeit, landfremde Söldner kommandiert. Gemäß Lettow-Vorbecks Darstellung dienten am Beginn des Krieges etwa 2500 Askaris und 216 Weiße in der Schutztruppe. Dazu kam ein Polizeiverband, dem 2140 Askaris und 45 Weiße angehörten.

Als im August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, befand sich Lettow-Vorbeck gerade auf einer Inspektionsreise. Sogleich kehrte er nach Daressalam zurück, um die Verteidigung der Kolonie in die Wege zu leiten.

Im Kriegsfall hätte laut der Kongo-Akte die Neutralisierung der europäischen Kolonien erfolgen können. Weder die Briten noch Lettow-Vorbeck zeigten sich daran interessiert. Wie Großbritannien zog auch Lettow-Vorbeck eine Neutralität gar nicht erst in Erwägung. Noch aus einem anderen Grund bestätigte er, wie berechtigt die Bedenken gewesen sind, die man einst im Reichskolonialamt gegen ihn vorgebracht hatte.

Denn unnötigerweise attackierte Lettow-Vorbeck gleich im August 1914 auch Belgisch-Kongo und Portugiesisch-Ostafrika und zersplitterte dabei seine schwachen Kräfte. Sobald zwischen Belgien und Deutschland der Kriegszustand herrschte, griff Lettow-Vorbeck den Kongo an und eröffnete im Westen der deutschen Kolonie, obwohl die belgische Regierung den Kongo hatte neutralisieren wollen, voreilig eine zweite Front! Das diplomatische Kalkül wurde einer verfehlten Militärstrategie geopfert.

In Lettow-Vorbecks Buch „Heia Safari!“ (1920) findet sich eine verräterische Aussage: „Nicht für uns, sondern für England war es ein Nachteil, dass auf ostafrikanischem Boden Krieg geführt wurde“. Lettow-Vorbeck hätte also keinesfalls einer Neutralisierung Deutsch-Ostafrikas zugestimmt, unabhängig davon, ob man sie hätte realisieren können.

Einen weiteren Fehler beging der deutsche Kommandeur bezüglich Portugiesisch-Ostafrikas. Obwohl er nicht einmal wusste, ob mit Portugal überhaupt ein Kriegszustand existierte, ließ er einen portugiesischen Grenzposten angreifen und mehrere portugiesische Soldaten töten. Zwischen Portugal und Deutschland herrschte jedoch offiziell Frieden, und Portugal hatte seine Kolonien für neutral erklärt. Schnee musste Portugal um Entschuldigung bitten.

Die deutsche Kolonie in Ostafrika zu neutralisieren, war für Lettow-Vorbeck schon deshalb keine Option, weil er den Krieg, der ihm die Chance zur „Bewährung“ und zum Aufstieg bot, wie viele andere deutsche Offiziere begrüßte.

Am 6. August 1914 befahl er der Schutztruppe, mittels Sprengladungen die britische Ugandabahn lahmzulegen. Zwei Tage später, nachdem die Versuche des Gouverneurs Heinrich Schnee, die deutsch-ostafrikanischen Küstenstädte zu neutralisieren, gescheitert waren, begannen die Briten, Daressalam zu beschießen. Vorrangig ging es den Briten darum, Deutsch-Ostafrika als Basis für den Handelsseekrieg auszuschalten. Langfristig wollten sie dieses Territorium ihrem Kolonialbesitz einverleiben, wie es Cecil Rhodes schon in den 1890er-Jahren angestrebt hatte.

Deutscherseits war man auf einen Kolonialkrieg so gut wie nicht vorbereitet. Die Reichsleitung wollte zwar das gesamte Mittelafrica, wie Kanzler Bethmann Hollweg im „Septemberprogramm“ von 1914 schrieb, deutscher Kolonialherrschaft unterwerfen. Militärisch gesehen, blieben die deutschen Besitzungen in Afrika sich selbst überlassen.

Der kaiserlichen Marineführung ging es eigentlich nur darum, ihren Kreuzern die deutsch-ostafrikanische Küste als Basis für den Handelskrieg im Indischen Ozean zu sichern. Außerdem sollte das hierfür notwendige Funknetz erhalten bleiben.

Zwischen dem 2. und 6. November 1914 gelang es Lettow-Vorbeck, einen britischen Landungsversuch bei der Küstenstadt Tanga mit hohen Verlusten für den Angreifer zurückzuschlagen. Anfang 1915 scheiterte im Gefecht bei Jassini der zweite britische Versuch, Tanga zu erobern. Unter hohen eigenen Verlusten gewann Lettow-Vorbeck diesen Kampf gegen britisch-indische Truppen, denen die Munition ausgegangen war. Der Kampf um Versorgungslinien charakterisierte den Krieg in Ostafrika.

Seit dem Gefecht von Jassini änderten die Briten ihre Strategie; gemeinsam mit dem belgischen Verbündeten eroberten sie 1915/16 das Gebiet um die Großen Seen (Victoriasee, Tanganjikasee u. a.) Ein großer territorialer Streifen vom nordwestlichen bis zum südwestlichen Deutsch-Ostafrika geriet in alliierte Hände.

In der ersten Jahreshälfte 1916 brachten die Engländer auch den Tanganjikasee und den Victoriasee als solche unter ihre Kontrolle. Britische Kampfboote und belgische Wasserflugzeuge besiegten die auf dem Tanganjikasee stationierten deutschen Schiffe. Auf dem Victoriasee versenkten die Deutschen im Juli 1916 angesichts der alliierten Überlegenheit ihre eigenen Dampfboote. Die Briten konnten nun über die Seen ihre Truppen schnell transportieren.

Deutsche Kreuzer sollten, wie gerade erwähnt, den britischen Seeverkehr mit Indien stören und feindliche Handelsschiffe versenken. Tatsächlich operierte der Kleine Kreuzer „Königsberg“ einige Wochen lang im Indischen Ozean und versenkte Handelsschiffe sowie den britischen Kreuzer „Pegasus“.

Aber schon seit Herbst 1914 musste sich die „Königsberg“ im Mündungsdelta des Rufiji-Flusses verstecken, wo sie die Briten rasch aufspürten und nach langen Kämpfen im Juli 1915 so schwer beschädigten, dass die Besatzung das Schiff selbst versenkte. Die Geschütze und das Funkgerät der „Königsberg“ wurden abmontiert; die Besatzung (322 Marinesoldaten) schloss sich den Truppen Lettow-Vorbecks an. Dazu kam die Mannschaft des aufgegebenen Vermessungsschiffes „Möwe“ (rund 100 Seeleute).

Da britische Kriegsschiffe die ostafrikanische Küste kontrollierten, hatte der Krieg schon jetzt seine im Grunde einzige, wenn auch dürftige strategische Rechtfertigung eingebüßt.

Im April 1915 lief das deutsche Hilfsschiff „Rubens“, gejagt von einem englischen Kreuzer, bei Tanga auf Grund. Teile der Ladung und die Besatzung konnten gerettet werden.

Nur einmal noch gelang es, die britische Blockade zu durchbrechen. Das deutsche Versorgungsschiff „Marie“ lieferte der Schutztruppe im März 1916 wichtiges Material.

Ende 1917 missglückte es einem deutschen Zeppelin, der in Bulgarien gestartet war, der Schutztruppe Waffen und Munition zu bringen. Britische Stellen hatten die falsche Nachricht lanciert, dass sich Lettow-Vorbecks Soldaten bereits ergeben hätten. Daraufhin flog das Luftschiff zurück.

Einige Monate lang stand der Schutztruppe ein Aufklärungs-Flugzeug zur Verfügung, bis dieses wegen Benzinmangels nicht mehr benutzt wurde.

Ständig verschlechterte sich die Lage der Deutschen. Lettow-Vorbecks Gegner war seit Februar 1916 der südafrikanische General Jan Christiaan Smuts, der die britischen Streitkräfte befehligte, die auf dem ostafrikanischen Kriegsschauplatz standen. (Bis Ende 1915 waren bereits Deutsch-Südwestafrika und Togo verloren gegangen. Kamerun folgte 1916).

Nachdem Deutsch-Südwest die Waffen gestreckt hatte, wurde Smuts durch südafrikanische Truppen verstärkt und attackierte im Frühjahr 1916 die im nordöstlichen Deutsch-Ostafrika befindlichen Einheiten der Schutztruppe. Wenige Monate später musste Lettow-Vorbeck die „Mittellandbahn“ räumen. Bis zum September 1916 gingen die Hauptstadt Daressalam und der größte Teil des von den Alliierten noch nicht besetzten Deutsch-Ostafrikas verloren. Das Debakel hätte kaum größer sein können.

Im März 1916 hatte nun auch Portugal Deutschland den Krieg erklärt und Lettow-Vorbeck gezwungen, einen Teil seiner Truppen an die Südgrenze der deutschen Kolonie zu verlegen, um sein Gebiet vor Angriffen aus Portugiesisch-Ostafrika (heute Mosambik) zu schützen. Gleichzeitig konnte sich die Schutztruppe durch Angriffe auf portugiesische Magazine mit Versorgungsgütern ausstatten.

7.2.2 Lettow-Vorbecks Auseinandersetzung mit Gouverneur Schnee

Zwischen Lettow-Vorbeck und dem Gouverneur Heinrich Schnee kam es während des gesamten Krieges zu heftigen Streitigkeiten. Bereits in der Friedenszeit hatte es Lettow-Vorbeck sehr missfallen, dass er Befehle des zivilen Gouverneurs, der noch dazu ein Nichtadeliger war, ausführen sollte.

Laut der Schutztruppenverordnung von 1898 übte der Gouverneur auch in der Kriegszeit das militärische Oberkommando aus. Primär sollte die „Schutztruppe“ die innere Ordnung der Kolonie gewährleisten und nur in zweiter Linie gegen äußere Feinde eingesetzt werden. Für den Kriegsfall war vorgesehen, dass die Schutztruppe vorrangig etwaige Aufstände der Einheimischen niederwerfen sollte.

Kam es zu einem Angriff von außen, wollte man realistischerweise die Küstenstädte nicht gegen einen weit überlegenen Feind verteidigen und der sinnlosen Zerstörung preisgeben.

Beabsichtigt war daher, die Küstenstädte zu neutralen Plätzen zu erklären. Gleichzeitig sollte sich die Schutztruppe in das Landesinnere zurückziehen und einen defensiven, letztlich nur hinhaltenden Kampf führen. Bei alledem ging man von der – wiederum richtigen - Überlegung aus, dass die Entscheidung des Krieges in Europa und nicht in den Kolonien fiel.

Nach Maßgabe der Sachzwänge war das eben dargelegte Konzept plausibel und realistisch. Auch diese (defensive) Vorgehensweise hätte den Verlust Deutsch-Ostafrikas im Fall einer deutschen Niederlage in Europa nicht abwenden können. Aber die sinnlose Opferung von Menschen und Material und die Zerstörung ganzer Landstriche wären vermieden worden.

Jedoch verfolgte Lettow-Vorbeck eine gänzlich andere Militärstrategie, sodass ein Konflikt zwischen ihm und Heinrich Schnee, den Lettow-Vorbeck einen „Ochsen“ nannte, rasch entbrannte. Im Mai 1914 hatte Lettow-Vorbeck dem Gouverneur eine Denkschrift für den Fall eines Krieges gegen Großbritannien unterbreitet. Darin vertrat Lettow-Vorbeck eine betont offensive Strategie, die darin bestand, dass er britisches Kolonialgebiet, und hier insbesondere die Ugandabahn, angreifen wollte, über welche die Briten ihren Nachschub heranzführten. Dadurch sollten die Briten gezwungen werden, zahlreiche Truppenverbände einzusetzen, die ihnen in Europa gefehlt hätten. Somit ging es Lettow-Vorbeck nicht darum, die deutsche Kolonie in Ostafrika als solche zu verteidigen.

Das Argument der „Kräftebindung“ war für Lettow-Vorbeck entscheidend. Nur bezüglich dieser Kräftebindung, betonte er, habe „der Kampf in der Kolonie überhaupt einen Sinn und eine sittliche Berechtigung“. Bis zu seinem Tod begründete er damit – zumindest nach außen hin – die Kriegführung in Deutsch-Ostafrika. Freilich war dieses Argument nicht stichhaltig, denn die in Afrika eingesetzten britischen Kolonialtruppen waren für den Krieg in Europa weder geeignet noch vorgesehen.

Wichtiger dürften für Lettow-Vorbeck unausgesprochene Motive gewesen sein. Seiner realitätsfernen Neigung, in aussichtsloser Lage weiter zu kämpfen, haftet etwas spezifisch Deutsches und „Idealistisches“ an. Lettow-Vorbecks forciertem Kriegswille, der nach Sinn und Zweck kaum fragte oder Scheinrechtfertigungen vorbrachte, hängt auch mit dem einseitig militärischen Denken zusammen, welches das kaiserliche Deutschland prägte, in dem die politische Gewalt der militärischen Führung untergeordnet wurde.

Insofern wurzelte Lettow-Vorbeck, unabhängig vom Phänomen des Kolonialismus, in einer deutschen Tradition. Hinzu kamen rücksichtsloser Ehrgeiz und ein Wille zur Macht, der Lettow-Vorbeck veranlasste, alle seine Konkurrenten auszuschalten. Man könnte ihn als deutschen Don Quijote charakterisieren – freilich kein Ritter von der traurigen, sondern eher von der furchtbaren Gestalt.

Am heftigsten stritten sich Lettow-Vorbeck und Schnee anlässlich der Frage, wie mit den deutsch-ostafrikanischen Küstenstädten zu verfahren sei. Schnee hatte Lettow-Vorbecks Denkschrift an das Reichskolonialamt gesandt, das darauf nicht reagierte. Somit galten auch künftig die Anweisungen des Gouverneurs.

Dennoch beging Lettow-Vorbeck Befehlsverweigerung, da er es ablehnte, die Küstenstädte der Kolonie nicht zu verteidigen. Schnee hatte mit den Briten darüber verhandelt, Daressalam aufzugeben, um eine Beschießung der Stadt durch britische Kriegsschiffe zu vermeiden. Lettow-Vorbeck ließ diese Verhandlungen abbrechen, übernahm in Daressalam das Kommando und betonte ausdrücklich, dass er die Übergabe von Daressalam an die Briten „mit allen (ihm)

zu Gebote stehenden Mitteln auch gegen den Befehl des Herrn Gouverneurs verhindern“ werde. In Schnee sah Lettow-Vorbeck „einen vollständigen militärischen Ignoranten“.

Diese Haltung führte zum Bruch zwischen den beiden Kontrahenten. Schnee erklärte das Vorgehen des Lettow-Vorbeck für rechtswidrig und drohte mit einem Verfahren wegen Befehlsverweigerung. Lettow-Vorbeck wollte Schnee wegen Feindbegünstigung vor Gericht stellen. Letzten Endes wurde Schnees Autorität untergraben: Lettow-Vorbeck dominierte immer stärker.

Das Reichskolonialamt in Berlin konnte wegen der Störung des Funkverkehrs die Ereignisse in Deutsch-Ostafrika kaum beeinflussen und hielt die Kolonie aufgrund ihrer militärischen Unterlegenheit schon im August 1914 für verloren.

Gegen die ausdrückliche Weisung Schnees organisierte Lettow-Vorbeck die Verteidigung der Küstenstadt Tanga gegen britische Landungstruppen. Da dies erfolgreich geschah, knickte Schnee ein und wiederrief seinen Befehl, dass die Küstenstädte nicht verteidigt werden dürften. Allerdings verkannte Schnee, dass Lettow-Vorbecks Sieg den Verlust der Küste nur hinaus-schob. Aufgrund der alliierten Seeblockade und angesichts der Versenkung des Kreuzers „Königsberg“ verlor die Küstenregion ohnehin jegliche strategische Bedeutung.

Lettow-Vorbeck zwang Schnee definitiv in die Knie, als die Schutztruppe im November 1917 portugiesisches Kolonialgebiet erreichte und Lettow-Vorbeck seither alle Befehle Schnees ignorierte, obwohl dieser ankündigte, nach Kriegsende militärgerichtlich gegen seinen Widersacher vorzugehen.

So wenig Lettow-Vorbeck die Autorität des Gouverneurs respektierte, so hart bestand er darauf, dass ihm die eigenen Untergebenen widerspruchslos gehorchten. Dem Kapitän Max Loof des versenkten Kreuzers „Königsberg“, der sich der Schutztruppe angeschlossen hatte, drohte er wegen abweichender Meinungen mit „Stubenarrest“. Genauso entzweiten sich Lettow-Vorbeck und der General a. D. Kurt Wahle, der eine Abteilung der Schutztruppen befehligte.

Nach 1918 verklagte Heinrich Schnee den Lettow-Vorbeck jedoch nicht. Zu stark leuchtete der Nimbus des „Helden“ von Afrika, als dass Schnee einen solchen Eklat hätte riskieren können oder wollen.

7.2.3 Die Legende von der „Kräftebindung“

Lettow-Vorbecks zentrales strategisches Argument, wonach in Afrika gebundene Kräfte der Alliierten in Europa nicht eingesetzt werden konnten, soll hier näher betrachtet werden. Insgesamt, behauptete Lettow-Vorbeck, hätten 300 000 bis 400 000 alliierte Soldaten gegen ihn gestanden.

Diese Zahlen sind seitens der militärgeschichtlichen Forschung widerlegt worden, die heute (laut Schulte-Varendorff) von etwa 160 000 alliierten Soldaten in Ostafrika ausgeht. Ohnehin waren, notierten Heinrich Schnee und Max Loof in ihren Erinnerungen, zeitgleich meistens nur etwa 50 000 bis 55 000 alliierte Soldaten auf dem ostafrikanischen Kriegsschauplatz eingesetzt.

Schon rein zahlenmäßig wären jene Soldaten, die gegen Lettow-Vorbeck kämpften, innerhalb Europa nicht ernsthaft ins Gewicht gefallen. Zu den erwähnten alliierten Truppen gehör-

ten etwa 114 000 britische, südafrikanische und indische Soldaten, außerdem 22 000 portugiesische und 12 000 belgische Soldaten. Diese Truppen waren jedoch für den Einsatz in Europa ohnehin nicht vorgesehen.

7.3 „Treue Askaris“?

Nach 1918/19 lobte Paul von Lettow-Vorbeck die „Treue“ der Askaris, die den langen Kampf gegen die Alliierten erst möglich machten. Dass viele Einheimische den Deutschen freiwillig gedient hätten, belege die Effizienz des deutschen Kolonialsystems. Eben diese Behauptung gehörte wesentlich zur ideologischen Rechtfertigung deutscher kolonialer Ansprüche.

Die Afrikaner, schrieb Lettow-Vorbeck in „Heia Safari!“, hätten den Deutschen bis in „Not und Tod“ beigestanden, weil sie wussten, „dass wir einer gerechten Sache dienten und uns bemühten, sowohl untereinander, als auch dem Feind gegenüber gerecht zu sein“.

Die Tatsachen redeten eine andere Sprache. In Deutsch-Ostafrika wurden die ersten regulären Askari-Kompanien 1891 organisiert, nachdem das Deutsche Reich hier die souveräne Gewalt übernommen hatte. Die ehemalige (Askari)-Söldnertruppe der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bildete den Grundstock.

Deutsche Kaufleute hatten Askaris im afrikanischen Ausland angeworben, um etwaige Unruhen in Deutsch-Ostafrika zu bekämpfen. Viele Askaris stammten aus dem Sudan und hatten zuvor in der britisch-ägyptischen Armee gedient. (Auch die übrigen europäischen Kolonialmächte stellten afrikanische Söldner ein, die weniger Kosten verursachten als weiße Soldaten und dem Klima besser angepasst zu sein schienen).

Problemlos gelang es zunächst, in Deutsch-Ostafrika weitere Askaris anzuwerben. Die Ursache hierfür lag nicht darin, dass den Afrikanern die deutsche Kolonialherrschaft gefiel. Deutschland lockte mit guter Bezahlung und mannigfachen Sozialleistungen wie Pensionen und Fürsorge bei Invalidität. Zugleich bot der Dienst in der Kolonialtruppe die oft einzige Chance zum sozialen Aufstieg. Denn wegen der Kolonialherrschaft zerfielen die traditionellen Stammesstrukturen.

Sein Einkommen ermöglichte es dem Askari, einen Haushalt mit einer Frau (oder mehreren Frauen) zu gründen und Patronage über die jeweiligen Verwandten auszuüben. Verheiratete und ihre Familien durften zusammenleben.

Die Askaris waren ursprünglich nur dazu bestimmt, rebellische Afrikaner zu unterdrücken. Daher sollten sie der eigenen Bevölkerung gegenüber privilegiert werden und genossen ein relativ hohes Sozialprestige. (Manche nach 1918 gestorbene ehemalige Askaris wurden in ihren Uniformen begraben). Ohne mit Einheimischen zu kooperieren, hätten die Fremden nicht herrschen können.

Dennoch verweigerte man den Askaris die Gleichstellung innerhalb der Schutztruppe. Deutsche und Afrikaner lebten getrennt; nur in Ausnahmefällen erklommen letztere die Offiziersränge. Sie bekamen auch keine deutschen Orden, sondern eigens für sie geschaffene Ehrenzeichen. Ihre Bewaffnung und Ausbildung verharren auf niedrigem Niveau, das weit unter dem der deutschen Armee lag. Weil deutsche Offiziere ihnen misstrauten, durften Askaris häufig keine Maschinengewehre bedienen.

Am Vorabend des Krieges standen 2472 Askaris in deutschen Diensten. Nur in der Frühphase des Krieges, angesichts des deutschen Erfolgs bei Tanga, strömte noch eine größere Zahl von Einheimischen freiwillig zur Askaritruppe des Lettow-Vorbeck – etwa 10 000 Mann. (Während des Krieges dienten insgesamt rund 3600 Deutsche in der Schutztruppe).

Von 1914 bis 1918 kämpften nicht mehr als 14 600 Askaris für Lettow-Vorbeck. Bezogen auf die gesamte männliche Bevölkerung in Deutsch-Ostafrika waren dies nicht einmal ein Prozent. In Deutschland wurden zwischen 1914 und 1918 vierzig Prozent der vergleichbaren Bevölkerungsgruppe zum Kriegsdienst eingezogen! Schon diese nüchternen Zahlen warnen vor falscher Romantik.

Bald nach Kriegsbeginn musste Lettow-Vorbeck zwangsweise Afrikaner rekrutieren. Da sich seit 1915/16 die militärische Lage spürbar verschlechterte und bald auch kein Sold mehr ausgezahlt wurde, stieg die Zahl der Desertionen sprunghaft an und erreichte bis zum Ende des Krieges etwa 2600 aktenkundige Fälle, wobei eine hohe Dunkelziffer hinzugerechnet werden muss: die Zahl der „Vermissten“ lag bei weit über 4000.

Heute wird die Gesamtstärke der Schutztruppe mit 18 200 Mann angegeben. Bezogen nur auf die sicheren Fälle ergibt sich somit eine Desertionsrate von etwa 14%; berücksichtigt man nur die Askaris, dann sind es sogar 18%. 1300 Askaris verloren ihr Leben im Kampf; dazu kamen tausende Todesfälle durch Krankheit, die auch darauf basierten, dass den erkrankten Askaris oftmals Chinin vorenthalten wurde.

Solange der Krieg dauerte, galten die Askaris keineswegs als generell „treu“. Ein deutscher Kompaniechef berichtete: „Es ist doch ein absoluter Verlass nicht auf die Askaris, besonders in der Nacht. Ein Teil der Kerle hatte sich gleich in den Sisal rechts von uns gedrückt und war dort wohl schon nach der ersten Salve davongelaufen“.

Viele desertierte Askaris wechselten gar die Fahne und kämpften in den Reihen der Alliierten weiter. Lettow-Vorbeck strebte danach, die Askaris einerseits mit drakonischen Strafen für Deserteure, die meistens hingerichtet wurden, einzuschüchtern und versprach ihnen andererseits in seiner „Proklamation an die deutschen Askaris“ vom 29. Januar 1918, dass sie ihren fälligen Sold noch erhalten würden.

Außerdem sollten sie „den englischen Lügen“, wonach Deutschland den Krieg verlieren werde, nicht glauben. Mit alledem erzielte Lettow-Vorbeck kaum noch Erfolg. „Der Herr, der unser Leichentuch schneidert“, so bezeichneten viele Askaris ihren Kommandeur. Oft wurde dieser auch „toller Mullah“ genannt, ein zwiespältiges Kompliment, mit dem sich Lettow-Vorbeck aber gern schmückte.

Erst Ende der 1920er-Jahre zahlte Deutschland seinen ehemaligen Askaris noch ausstehenden Sold. In den 1960er-Jahren gewährte ihnen die westdeutsche Regierung einen „Ehrensold“.

Fast ebenso wichtig wie die Askaris waren für die Schutztruppe die zahlreichen, meist zwangsrekrutierten „Träger“, welche Munition und Nahrungsmittel von den jeweiligen Depots zur Truppe brachten. Durch Gewalt wurden Einheimische, darunter auch Frauen und Kinder, massenhaft zum Trägerdienst gepresst.

Wer versuchte, zu desertieren, wurde gehängt oder grausam ausgepeitscht. Träger, die man verdächtigte, desertieren zu wollen, wurden Tag und Nacht aneinander gekettet. Aufgrund

schlechter Behandlung sowie unzureichender Ernährung starben etwa 100 000 Träger. (Ebenfalls kam es vor, dass Soldaten der Schutztruppe Kriegsgefangene ermordeten).

7.4 Die zweite Kriegsphase – Odyssee in die Niederlage

Seit 1916/17 waren Lettow-Vorbecks Truppen in den Süden der deutschen Kolonie abgedrängt worden. Der bisherige Oberbefehlshaber der alliierten Streitkräfte, General Smuts, hielt den Krieg bereits für gewonnen und verließ Ostafrika. Zu seinem Nachfolger wurde zunächst General Arthur Reginald Hoskins ernannt, dem später General Jacob Louis van Deventer folgte.

Noch immer agierte Lettow-Vorbeck offensiv und nahm dabei hohe Verluste in Kauf. Trotzdem musste sich die Schutztruppe in Richtung Süden absetzen, und die Verbündeten kontrollierten fast ganz Deutsch-Ostafrika. Lettow-Vorbeck bevorzugte das immer gleiche taktische Konzept: einzelnen Offensivstößen folgte der schnelle Rückzug. So konnte er dem weit überlegenen Gegner Verluste zufügen, aber dessen Vormarsch höchstens verlangsamen. Eigene Verluste konnte er dabei immer schwerer ausgleichen.

Im Oktober 1917 kam es bei Mahiwa zur größten Schlacht des Krieges, die mit Lettow-Vorbecks Rückzug endete, der gefallene Soldaten nicht mehr ersetzen konnte. Das Gefecht hatte er durch eine selbstzerstörerische Offensive herbeigeführt. Etwa gleichzeitig streckten im westlichen Deutsch-Ostafrika – gegen die Order Lettow-Vorbecks – Abteilungen der Schutztruppe ihre Waffen.

Nun begann die verheerende Schlussphase des Dramas. Ende November 1917 verließ Lettow-Vorbeck mit 267 Europäern, 1700 Askaris und 4500 Trägern die deutsche Kolonie. Er durchzog nun Portugiesisch-Ostafrika, um Waffen, Munition und Nahrungsmittel zu erlangen, indem seine Truppe portugiesische Forts angriff sowie die ansässige Bevölkerung ausplünderte (Gefecht bei Ngomano).

Lettow-Vorbeck verbarg sich im Buschland und kämpfte weiter. Eine politische Kriegführung, die darin hätte bestehen können, Afrikaner gegen alliierte Kolonialherren aufzuwiegen, bedachte er nicht. Maßgeblich wegen seiner Ruhmsucht setzte er den gescheiterten Krieg fort.

Dann blockierten alliierte Truppen die Nachschubwege der Schutztruppe. Deren Reste gingen Ende September 1918 nach Deutsch-Ostafrika zurück, wechselten jedoch bereits am 1. November, kurz bevor der Krieg in Europa endete, in den Norden der britischen Kolonie Rhodesien.

Der deutsche Kommandeur plante jetzt, bis zur Küste in Portugiesisch-Angola (!) zu marschieren, konnte dieses Vorhaben jedoch nicht verwirklichen. In Rhodesien informierte ihn am 13. November 1918 ein gefangener britischer Soldat darüber, dass in Europa die Waffen schwiegen.

Endgültig bestätigt wurde diese Meldung fünf Tage später. Am 25. November 1918 kapitulierte die Schutztruppe im nordrhodesischen Abercorn. 155 Weiße, 1168 Askaris und rund 1500 Träger gingen in britische Gefangenschaft. Das Ende vom Lied war die vollständige Niederlage des Paul von Lettow-Vorbeck.

734 der ursprünglich 3600 deutschen Soldaten waren gefallen. Die Schutztruppe hatte insgesamt etwa 7000 Mann verloren, davon rund 6 300 Askaris. Damit hatte fast jeder zweite Askari den Tod gefunden. Die Verluste der Alliierten betragen etwa 17 800 Mann; auch hier war der Anteil nichteuropäischer Soldaten besonders hoch. Auf alliierter Seite starben 50 000 bis 100 000 Träger. Krankheiten bedingten den größten Teil der Verluste.

Den Krieg in Europa beeinflusste das Geschehen in Ostafrika nicht. Spätestens seit Ende 1917 war Deutsch-Ostafrika verloren. Und doch erfreute sich Lettow-Vorbeck im kaiserlichen Deutschland größter Beliebtheit. Angesichts der immer kritischeren Lage, in die Deutschland geriet, kam der „Löwe von Afrika“ der Propaganda sehr gelegen.

Eine ähnliche legendenhafte Popularität erlangte während des Zweiten Weltkriegs der „Wüstenfuchs“ Erwin Rommel. Der exotisch-romantische Glanz Afrikas hat vermutlich in beiden Fällen eine gewisse Rolle gespielt. (Anfang 1914 hatte sich Lettow-Vorbeck mit Karin Denisen angefreundet, die später in Kenia eine Plantage betrieb und den Roman „Jenseits von Afrika“ schrieb).

Man bedurfte im fernen Deutschland der „Helden“, um den Kriegswillen des Volkes aufrechtzuerhalten. Lettow-Vorbeck erhielt den höchsten preußischen Orden, den „Pour le Mérite“, am 4. November 1916; dieser Orden wurde am 10. Oktober 1917 zum Eichenlaub erweitert. Am 29. Oktober 1917 beförderte man ihn zum Generalmajor: ein steiler Aufstieg, der nur dem Krieg zu verdanken war.

Auch viele Reichstagsabgeordnete betonten die „Heldentaten“ Lettow-Vorbeckes; sie priesen insbesondere die Hingabe und Loyalität der „Eingeborenen“. Hierüber gab es einen, wenn auch differenzierten, Konsens in allen deutschen Parteien. Erwähnt seien David F. Waldstein (Deutsche Fortschrittliche Partei), Gustav Noske (SPD), Kuno Graf von Westarp (Konservative Partei), Gustav Stresemann (Nationalliberale Partei), Otto Arendt (Deutsche Reichspartei), Matthias Erzberger (Zentrum).

Unter dem „Beifall von allen Seiten“ sagte der nationalliberale Abgeordnete Peter F. Stubmann am 14. Mai 1918 im Reichstag: „Ich fühle mich verpflichtet, an dieser Stelle nochmals der Heldentaten zu gedenken, die unsere Schutztruppe unter der Führung Lettow-Vorbeckes vollbracht hat zur Ehre des deutschen Namens, des Mannes, den man vielleicht mit Recht als den Lützow des deutschen Kampfes um die weltwirtschaftliche Geltung bezeichnen kann“.

Nicht nur wurde Lettow-Vorbeckes militärische Bedeutung falsch eingeschätzt, die gegen Null tendierte, sondern man verkannte ebenso die grausame Realität des Krieges im fernen Afrika, ganz abgesehen davon, dass er Deutsch-Ostafrika längst verloren hatte.

7.5 Aufstände, Terror, „verbrannte Erde“

Von der „Treue“ der Askaris war nicht viel zu merken. Wie aber stand es mit der übrigen afrikanischen Bevölkerung? Die Behauptung, dass sie „loyal“ geblieben sei, sollte nach 1918 den Verlust der deutschen Kolonien als unrechtmäßig brandmarken.

Der größte Teil der Einheimischen lehnte jedoch die Schutztruppe ab. Um etwaigen Unruhen vorzubeugen, die man vor allem seitens der Massai erwartete, hatte der Gouverneur Schnee ursprünglich Lettow-Vorbeckes Soldaten über ganz Deutsch-Ostafrika verteilen wollen.

Zwar gab es während des Krieges keinen zweiten Maji-Maji-Aufstand, weil die Stämme untereinander verfeindet waren. Wohl aber entbrannten lokale Revolten. Lettow-Vorbeck selbst berichtete über den „Verrat der Eingeborenen“, die in Grenzregionen der deutschen Kolonie zu den Briten überliefen; die afrikanische Bevölkerung wurde aus grenznahen Bezirken zwangsweise evakuiert.

Im September 1914 schickte Lettow-Vorbeck Soldaten in den Bezirk Engare, wo er „mit unzuverlässigen Eingeborenen aufzuräumen“ gedachte. General Wahle schrieb über die Angriffe der Wahehe auf kleine deutsche Abteilungen: „Sie haben Patrouillen von uns immer heimtückisch aus dem Hinterhalt angegriffen und sie dann meuchlings hingeschlachtet“.

Häufig unternahmen die Deutschen „Strafexpeditionen“ gegen aufrührerische Stämme: beispielsweise in Urundi (heute Burundi), wiederholt auch gegen den Stamm der Massai. Besonders in der zweiten Phase des Krieges bedrohten Eingeborene die Nachschublinien der Schutztruppe und stellten eine ernste Gefahr dar.

Bei „Strafexpeditionen“ verheerte das Militär ganze Dörfer und liquidierte Einheimische. Diese Strategie der „verbrannten Erde“ hat bei den Afrikanern die Bereitschaft zur Rebellion nur gefördert. Die These von der „Loyalität“ der Eingeborenen gehört in das Reich des Wunschdenkens.

Ähnlich wie es die Söldner im Dreißigjährigen Krieg taten, ernährte sich die Schutztruppe „aus dem Land“. Da vom Reich keine Versorgung mehr kam, wurden der Bevölkerung Lebensmittel abgepresst. Träger und Askaris erhielten weniger Nahrung als ihre deutschen Offiziere.

Dessen ungeachtet befahl Lettow-Vorbeck, den Kampf erst dann einzustellen, „wenn die Truppe buchstäblich niederbricht und verhungert und verdurstet“. Schließlich wütete in Deutsch-Ostafrika eine solche Hungersnot, dass Lettow-Vorbeck Ende 1917 nach Portugiesisch-Ostafrika entweichen musste.

Im September 1918 kehrte er zurück, beschlagnahmte erneut Proviant, aber das Schicksal der Geplünderten rührte ihn nicht. Nahrungsmittel, die man transportieren konnte, ließ er requirieren und alles übrige Essbare verbrennen, das dem Gegner nicht in die Hände fallen sollte. Wo die Schutztruppe abzog, hinterließ sie regelmäßig „zerstörte Felder, restlos geplünderte Magazine und für die nächste Zeit Hungersnot“. Viele Zivilisten starben, Ortschaften wurden entvölkert, Kinder magerten zu „Skeletten“ ab.

Laut Heinrich Schnee kostete es große Mühe, Lettow-Vorbeck 1916 daran zu hindern, das Vieh des Bezirkes Kondoa-Irangi zu vertreiben. Eine solche Barbarei hätte zum „Massensterben“ der Betroffenen geführt. Aufgrund der Handlungen Lettow-Vorbecks verloren etwa 300 000 Zivilisten wegen Nahrungsmangels ihr Leben. Trotzdem behauptete Lettow-Vorbeck in „Heia Safari!“, dass die Schutztruppe „Unrecht und Grausamkeit“ kaum jemals begangen habe.

Auch nach damaligen Maßstäben machte sich Lettow-Vorbeck der Kriegsverbrechen schuldig. Mehr noch als die militärische Unsinnigkeit des afrikanischen Krieges, von der politischen Dimension zu schweigen, widerlegen Lettow-Vorbecks kriminelle Taten endgültig den Mythos des „Helden von Afrika“.

Natürlich ist darauf hinzuweisen, dass auch die Alliierten das Leben ihrer „Träger“ wenig schonten. Insgesamt sollen in Deutsch-Ostafrika etwa 700 000 Zivilisten umgekommen sein. Die Zahl der zivilen Kriegstoten in Portugiesisch-Ostafrika, Belgisch-Kongo und Britisch-Kenia wurde bisher nicht eindeutig ermittelt.

Am Ende hat Lettow-Vorbecks Kriegführung zum Verlust der deutschen Kolonien beigetragen. Großbritannien befürchtete, dass seine afrikanischen Territorien wieder gefährdet würden, käme es zu einem neuen Krieg gegen Deutschland. Allerdings ignorierte Lettow-Vorbeck diese unfreiwillige Dialektik.

8. Der Propagandist des Kolonialismus

- März 1919: Lettow-Vorbeck kehrte nach Deutschland zurück (Einzug durch das Brandenburger Tor am 2. März) und stellte sich der neuen Regierung zur Verfügung.
- Reichswehrminister Noske ernannte Lettow-Vorbeck zum Kommandeur einer Reichswehrbrigade.
- Juli 1919: Lettow-Vorbeck warf mit größter Brutalität einen Volksaufstand in Hamburg nieder. Er wurde danach zum Kommandeur der Reichswehrbrigade 9 in Schwerin ernannt.
- März 1920: Lettow-Vorbeck beteiligte sich am Kapp/Lüttwitz-Putsch und wollte die demokratisch legitimierte Regierung beseitigen. Der Putsch scheiterte nach wenigen Tagen und Lettow-Vorbeck wurde aus der Reichswehr entlassen (Oktober 1920). Abgesehen von einem Intermezzo im „Dritten Reich“ endete damit Lettow-Vorbecks militärische Karriere. Er bekam als Generalmajor a. D. eine Pension. 1923 verzog er nach Bremen.
- Lettow-Vorbeck agitierte für die Neugewinnung deutscher Kolonien, hielt darüber zahlreiche Vorträge und veröffentlichte vier Bücher, in denen er auch den Krieg in Deutsch-Ostafrika rechtfertigte.
- 1928 bis 1930: DNVP-Abgeordneter im Reichstag. 1930 verließ Lettow-Vorbeck die DNVP und schloss sich der Konservativen Volkspartei an, die sich von der DNVP abgespalten hatte. Noch im gleichen Jahr verließ er auch die KVP. Damit endete sein parteipolitisches Engagement.
- 1933: Lettow-Vorbeck begrüßte die Machtübernahme Hitlers und erhielt im September den bedeutungslosen Posten eines Bremer Staatsrates. Unermüdlich setzte er seine kolonialpolitische Agitation fort, traf aber nur auf begrenzte Resonanz. Dennoch stimmte er ideologisch im Wesentlichen mit den Nationalsozialisten überein, die in ihm vor allem einen „Kriegshelden“ sahen.
- 1936 und 1938: Kurzzeitig als Militär reaktiviert.
- Zweiter Weltkrieg: Bis zum Schluss stand er loyal zu Hitler und hielt die Fortsetzung des Krieges auch in dessen Schlussphase für notwendig.
- 1945-1964: Bis an das Lebensende rechtfertigte Lettow-Vorbeck sein gesamtes Wollen und Handeln.

8.1 Die Stilisierung zum „Helden“

Im Versailler Vertrag vom 28. Juni 1919 (rechtskräftig seit dem 10. Januar 1920), verlor Deutschland gemäß Artikel 119 seine Kolonien. „Deutschland verzichtet zugunsten der alliierten und assoziierten Hauptmächte auf alle seine Rechte und Ansprüche bezüglich seiner überseeischen Besitzungen“. Der nach dem Ende des Krieges gegründete Völkerbund übernahm die ehemaligen deutschen Kolonien als „Mandate“ und unterstellte sie der Verwaltung der Siegermächte.

Deutsch-Ostafrika fiel zum größten Teil an Großbritannien; kleinere Gebiete erhielten Belgien (Ruanda und Burundi) sowie Portugal, also genau jene Länder, gegen die Lettow-Vorbeck vier Jahre lang vergeblich gekämpft hatte. Togo und Kamerun teilten sich Frankreich und Großbritannien. Deutsch-Südwestafrika kam unter die Mandatsverwaltung der Südafrikanischen Union. Die pazifischen deutschen Kolonien erhielten Neuseeland, Australien und Japan, das auch Kiautschou übernahm.

Nahezu alle deutschen Siedler mussten nach dem Kriegsende ihre Kolonien verlassen und kehrten nach Deutschland zurück, wo man sich kaum für sie interessierte. Sie lebten meistens abgeschottet und standen der Republik, von der sie sich nicht vertreten fühlten, reserviert gegenüber.

Die Begründung dafür, dass Deutschland seine Kolonien verlor, hatten die Briten bereits in ihrem im September 1918 veröffentlichten „Blaubuch“ über Deutsch-Südwestafrika veröffentlicht. Darin hieß es, dass die Bevölkerung der deutschen Kolonien keine Rückkehr der deutschen Kolonialherren wünsche.

So stand es auch in der alliierten Mantelnote vom 16. Juni 1919, in der zugleich betont wurde, dass Deutschland nicht imstande sei, eine Kolonialpolitik zu betreiben, die dem Wohlergehen der Eingeborenen diene. Deutschland habe in dieser Hinsicht versagt. (Ob beispielsweise die Inder mit der britischen Kolonialherrschaft einverstanden waren, fragten die Briten nicht).

Die Lage der Einheimischen, wie sie die Alliierten beurteilten, stellte also die zentrale Rechtfertigung für die Abtretung der deutschen Kolonien dar. Daher erstaunt es nicht, dass deutsche Kolonial-Revisionisten seit Ende 1918 unablässig die „Treue“ der Askaris und die „Loyalität“ der übrigen „Eingeborenen“ deutscher Kolonien beschworen. Das ideologische Interesse trübte den Blick für die Realitäten.

Eben vor diesem Hintergrund ist auch die Entstehung des Lettow-Vorbeck-Mythos zu verstehen. Seine Stilisierung zum Ritter ohne Fehl und Tadel sollte ebenfalls die deutsche Kolonialpolitik nachträglich und für die Zukunft legitimieren.

Paul von Lettow-Vorbeck war strategisch nicht sonderlich befähigt und verfügte über kein persönliches „Charisma“. Ihn kennzeichnete jedoch ein geradezu blindwütiges Durchhaltevermögen.

Eben diese Eigenschaft machte ihn bereits in der Schlussphase des Krieges zum begehrten Vorzeigeobjekt der Propaganda. So schrieb die Zeitung „Leipziger Neueste Nachrichten“ noch unmittelbar vor Kriegsende, am 7. November 1918, über den „deutschen Willen zum Durchhalten in Ostafrika“ und nannte Lettow-Vorbeck ein Beispiel dafür, „was ungebrochener deutscher Wille in der Verteidigung deutschen Eigentums zu leisten vermag“.

Generalfeldmarschall von Hindenburg, ehemals Chef der Obersten Heeresleitung, sah 1919 in Lettow-Vorbeck einen Mann, der sich „mit kleiner Heldenschar gegen überwältigende feindliche Übermacht siegreich (!) behauptete“. Der vermeintlich „siegreiche“ General, der erst aufgegeben hatte, als der Krieg in Europa beendet war, eignete sich hervorragend, die verhängnisvolle „Dolchstoßlegende“ zu untermauern, die wesentlich zur Destabilisierung der Weimarer Republik beitrug.

Äußerst wichtig für die Konstruktion des „Löwen“-Mythos war die Hochschätzung Lettow-Vorbecks durch ehemalige Gegner. Ein britischer Offizier, der gegen Lettow-Vorbeck gekämpft hatte, nannte ihn 1919 einen Mann, den zu bewundern man gezwungen sei. „Ich glaube, es gibt in der ganzen Geschichte des Krieges keinen eindrucksvolleren Charakter als General von Lettow-Vorbeck. Er war ein Genie in der Kunst des Buschkrieges, ein Mann von unbeugsamem Willen“. Mit seinem ehemaligen Hauptgegner, dem General Smuts, verband Lettow-Vorbeck sogar eine Freundschaft.

Diese Verehrung war sicher auch darauf zurückzuführen, dass die Alliierten ihren Kampf gegen einen `hartgesottenen` Feind zu würdigen hofften. Völlig ausgeblendet wurden die de-saströsen Folgen des Krieges für die Zivilbevölkerung, welche die Alliierten genauso gering schätzten, wie Lettow-Vorbeck es getan hatte. Verschwiegen die Alliierten dessen Kriegsverbrechen, weil sie sonst eigene Delikte hätten zur Sprache bringen müssen?

Am 1. März 1919 traf Lettow-Vorbeck wieder in Deutschland ein. Einen Tag später empfing ihn der Generalstabschef von Winterfeldt; danach zogen Lettow-Vorbeck und Soldaten der Schutztruppe triumphal durch das Brandenburger Tor (2. März 1919).

Lettow-Vorbeck kommentierte diesen symbolisch bedeutsamen Vorgang mit den folgenden charakteristischen Worten: „Es war ein großer Empfang, und dann ging es in straffer, soldatischer Haltung durchs Brandenburger Tor auf den Pariser Platz. Berlin hatte andere Bilder gesehen: disziplinslose Truppen mit abgerissener Kokarden, kreischende Weiber, die blumenüberschüttet auf den Kanonen saßen. Seit langem war das Berliner Bürgertum zum ersten Mal auf die Straßen gekommen. Es war wie ein Erwachen aus der Betäubung“.

Damit umriss Lettow-Vorbeck ein Programm, das ihn künftig leitete – die Wiederherstellung der inneren „Ordnung“. In den nächsten Tagen folgten zahlreiche Feste; ein „Lettow-Vorbeck-Marsch“ erklang; mit Auszeichnungen wurde der Heimkehrer geradezu überhäuft. Lettow-Vorbeck gehörte auch zu jenen Offizieren, die Paul von Hindenburg zu einem Empfang nach Kolberg einlud.

Die Universitäten von Berlin (April 1919) und Rostock (November 1919) verliehen Lettow-Vorbeck jeweils die Ehrendoktorwürde. Er bekam das Hanseatenkreuz der Städte Bremen und Lübeck sowie das sächsische „Ritterkreuz vom St. Heinrichsorden“. 1923 wurde er zum Senator der Deutschen Akademie in München ernannt.

Wohl kein zweiter deutscher Militär ist damals enthusiastischer gefeiert worden; den realen Lettow-Vorbeck wollten viele nicht zur Kenntnis nehmen.

8.2 Geschworener Feind der Republik

Bereits am 2. März 1919 meldete sich Lettow-Vorbeck, der 1918 zum Generalmajor befördert wurde, bei dem Reichswehrminister Gustav Noske und bot ihm an, die Regierung zu unterstützen. Dafür dankte ihm Noske und ernannte Lettow-Vorbeck am 9. März 1919 zum Kommandeur einer Reichswehrbrigade. Lettow-Vorbeck erhielt den Auftrag, eine Freiwilligendivision aufzustellen.

In diesen Tagen tobten in Berlin, ausgelöst durch einen Generalstreik, bürgerkriegsartige Kämpfe zwischen aufständischen Arbeitern, republikanischer Soldatenwehr und der Volksmarinedivision einerseits, 30 000 Regierungssoldaten, die unter der Führung des Generals Walther Freiherr von Lüttwitz standen, sowie Freikorps andererseits. Dabei setzten die Lütt-

witz-Truppen schwere Artillerie, Panzer und Flugzeuge ein und erschossen summarisch „Verdächtige“. Insgesamt starben innerhalb weniger Tage über 1200 Menschen („Berliner Blutwoche“).

Angesichts solcher Geschehnisse konnte sich Lettow-Vorbeck in den Augen der Reichswehrführung als nützlich erweisen. Lettow-Vorbecks Stunde kam, als er im Sommer 1919 in Hamburg einen Volksaufstand niederwerfen sollte. Aufgrund der Knappheit von Lebensmitteln und wegen des Verkaufes verdorbenen Fleisches kam es zu sozialen Unruhen – die sogenannten „Sülzeunruhen“. Dem Hamburger Senat gelang es nicht, mittels einer freiwilligen Sicherheitswehr den Aufstand zu unterdrücken. Ende Juni 1919 forderte der Senat, Reichswehrtruppen in die Hansestadt zu entsenden.

Obwohl sich die Lage in Hamburg schon wieder beruhigt hatte, schickte Reichswehrminister Noske dennoch am 1. Juli 1919 einen Truppenverband unter Lettow-Vorbeck in die Hansestadt. Das „Korps Lettow“, insgesamt 10 000 Mann, besetzte Hamburg wie eine Feindstadt im Krieg. Der Belagerungszustand wurde ausgerufen, ein Versammlungs- und Demonstrationsverbot erlassen, die Ausgangssperre verhängt.

Offiziell sollten Lettows Truppen „Ruhe und Sicherheit“ wiederherstellen; aber es kam zu schweren Übergriffen auch gegen unbeteiligte Zivilisten, die erschossen oder willkürlich verhaftet wurden, falls sie beispielsweise nicht schnell genug die Straßen verließen. Lettow-Vorbeck ließ Gewerkschaftshäuser besetzen, missliebige Zeitungen verbieten und „Kriegsgerichte“ einsetzen, die Todesurteile verhängten; er gründete Hamburgs „Sicherheitspolizei“, in die er ehemalige „Afrikakämpfer“ einschleuste, die zuvor Freikorps angehört hatten.

Betrachtet man Lettow-Vorbecks Maßnahmen in Hamburg, drängt sich der Vergleich zu seinen „Strafexpeditionen“ gegen rebellische Eingeborene in Deutsch-Ostafrika geradezu auf. Er selbst hat diese Parallele auch gesehen. „Gottlob ging mir als Afrikaner der Ruf von Rücksichtslosigkeit voraus“, schrieb er über die Ereignisse in Hamburg.

Erst nach zwei Monaten wurde das „Korps Lettow“ aus Hamburg abgezogen und aufgelöst. Reichspräsident Friedrich Ebert und Noske, schrieb Lettow-Vorbeck, seien über den Erfolg in Hamburg „beglückt“ gewesen. Lettow-Vorbeck wurde nun zum Kommandanten der Reichswehrbrigade 9 in Schwerin ernannt.

Sehr bald folgte der katastrophale Schlussakt in Lettow-Vorbecks Karriere als Berufssoldat. Er beteiligte sich am Kapp-Lüttwitz-Putsch vom März 1920. Bereits im Juli 1919 hatte Lettow-Vorbeck den General Walther Freiherr von Lüttwitz kontaktiert, ebenso andere putschbereite Offiziere und Wolfgang Kapp, Generallandschaftsdirektor und Aufsichtsratsmitglied der Deutschen Bank. Sie erstrebten ein autoritäres, auf Reichswehr und Großbanken gestütztes Regime. Vor allem jene Teile der Reichswehr, die aufgrund der Bestimmungen des Versailler Vertrages aufgelöst werden sollten, standen auf ihrer Seite.

Ende Februar 1920 erging die Auflösungsorder für zwei Marinebrigaden (Ehrhardt und Loewenfeld), die Lüttwitz unterstanden; dieser Erlass gab den Anstoß für den Putschversuch, der am 13. März damit begann, dass die Marinebrigade Ehrhardt das Berliner Regierungsviertel besetzte.

Die Reichsregierung verließ Berlin fluchtartig, nachdem Ebert und Noske am 10. März ein Ultimatum der Kapp und Lüttwitz abgelehnt hatten, welche die Einsetzung von „Fachministern“, Wahlen zum Reichstag und die Beibehaltung aller Reichswehrtruppen als Vorbereitung

für einen neuen Krieg forderten. Kapp ließ sich zum „Reichskanzler“ mit Lüttwitz als Reichswehrminister ausrufen; der Staatsstreich verlief dilettantisch.

Die legale Reichsregierung floh nach Stuttgart, weil der Chef des Truppenamtes, Generaloberst Hans von Seeckt, der Regierung die Unterstützung durch die (übrige) Reichswehr verweigerte. „Truppe schießt nicht auf Truppe“. Ein Generalstreik führte am 17. März 1920 zum Scheitern des Putsches.

Ungeklärt blieb bis heute, ob Lettow-Vorbeck zum innersten Zirkel der Putschisten gehörte; zumindest war er in deren Pläne eingeweiht. Genau am 13. März 1919 kehrte Lettow-Vorbeck von einem Urlaub nach Schwerin zurück.

Sogleich unterstützte er die selbsternannte Regierung der Kapp und Lüttwitz. „Die sozialdemokratische Regierung (unter Reichskanzler Gustav Bauer) war nicht mehr, und ich hatte keinen Anlass, ihr nachzutruern“, betonte er. Eine „gesetzmäßige Regierung“ habe es nicht gegeben, „und die tatsächliche Regierung war jetzt Kapp-Lüttwitz“; die „Mehrheitssozialdemokraten (SPD) führten die kommunistische Hinterhand“. Den Reichspräsidenten Ebert empfand Lettow-Vorbeck als „Zumutung“. Ihm gab er die Schuld am verlorenen Krieg; er habe das „furchtbare Verbrechen“ begangen, im Krieg einen Streik in Munitionsfabriken zu organisieren.

Obwohl die legale Reichsregierung weiterhin amtierte, stellte sich Lettow-Vorbeck den Putschisten zur Verfügung. Gemäß ihren Anweisungen verhaftete er die Landesregierung von Mecklenburg-Schwerin; die Regierung von Mecklenburg-Strelitz durfte im Amt bleiben, weil sie Kapp-Lüttwitz anerkannte. Außerdem ernannte er Regierungskommissare für beide Mecklenburgs, Lübeck und Schleswig-Holstein, verbot oppositionelle Zeitungen und jegliche Verbreitung von Bekanntmachungen der legalen Reichsregierung. In Schwerin und Strelitz ließ er die Kommandeure der dortigen Sicherheitspolizei austauschen. Kriegs- und Standgerichte wurden eingesetzt, die Todesurteile aussprechen durften.

In Schwerin wurden 15 Oppositionelle erschossen; es kam zu Verhaftungen, standrechtlichen Exekutionen und Misshandlungen der Zivilbevölkerung. Dabei tat sich besonders das Freikorps Roßbach hervor, das auf Weisung Lettow-Vorbecks aus Berlin nach Mecklenburg gekommen war. Nur aus taktischen Gründen, um die Lage ein wenig zu beruhigen, setzte er am 15. März die demokratisch legitimierte Regierung von Mecklenburg-Schwerin wieder ein, die sich aber verpflichten musste, nichts gegen Kapp-Lüttwitz zu unternehmen.

Nach dem Scheitern der Putschisten am 17. März nahm Lettow-Vorbeck alle seine Verfügungen zurück, die seit dem 13. März ergangen waren. Nun rief er – völlig schamlos – dazu auf, die Regierung Ebert-Bauer zu unterstützen, verbat sich aber jede Kritik an seinem Vorgehen während der Putschtage.

Eine von Seeckt geplante Versetzung Lettow-Vorbecks nach Breslau kam nicht mehr zustande. Nach dem Ende des Putsches wurde Lettow-Vorbeck beurlaubt; man ermittelte gegen ihn wegen Hochverrats.

Bei seiner Vernehmung vor dem Reichsgericht Leipzig am 19. Juni 1920 erklärte Lettow-Vorbeck, dass er von einem Staatsstreich nichts gewusst habe; im Grunde wollte er nur die „Ordnung“ aufrechterhalten. Lüttwitz sei sein Vorgesetzter gewesen, dessen Anweisungen er befehlsgemäß habe ausführen müssen.

Obwohl Lettow-Vorbeck genau wusste, dass er gegen die legale Reichsregierung nicht hatte vorgehen dürfen, akzeptierte das Gericht seine Ausreden und stellte am 20. September 1920 das Verfahren gegen ihn ein. Als Grundlage hierfür diente das „Gesetz über die Gewährung von Straffreiheit“, welches beinhaltete, dass Hochverräter nur dann zu bestrafen seien, wenn sie zum Kreis der „Urheber und Führer“ eines hochverräterischen Unternehmens gehörten.

Diese fragwürdige Entscheidung bewahrte Lettow-Vorbeck allerdings nicht davor, aus der Reichswehr – unter Anerkennung seiner Pensionsansprüche – am 20. Oktober 1920 entlassen zu werden. Lettow-Vorbecks Entlassung erfolgte wesentlich auf Initiative des Reichspräsidenten Ebert. Zur Begründung hieß es, dass Lettow-Vorbeck in einer kritischen Situation der „politische Überblick“ gefehlt habe und er „beinahe“ in einen „offenen Konflikt mit den Strafgesetzen“ geraten sei. 1923 und 1925/26 soll Lettow-Vorbeck wiederum in Putschpläne eingeweiht worden sein. Wie auch immer – im Grunde stand er Ende 1920, nach seiner Niederlage in Afrika, erneut als Verlierer da.

Seit er aus Afrika zurückgekehrt war, hatten Lettow-Vorbeck auch republiktreue Parteien, darunter die SPD und sogar einzelne Kommunisten, geschätzt und anerkannt. Damit war es spätestens nach dem Kapp-Putsch vorbei.

Auch in privater Hinsicht ergaben sich für Lettow-Vorbeck wichtige Veränderungen. Anfang März 1919 heiratete er die geschiedene Martha Hinkeldeyn; sie brachte zwei Söhne und eine Tochter in die Ehe.

8.3 Kolonialistische Agitation und missglückte Parteipolitik

Nach seiner Entlassung begann für Lettow-Vorbeck ein völlig neuer Lebensabschnitt. Finanziell war er zunächst gut versorgt, dank seiner Pension als Generalmajor a. D. und weil er von seinen 1919 gestorbenen Eltern deren Gut in Niedergörne (Altmark, heute Sachsen-Anhalt) geerbt hatte. In Niedergörne wurden seine Söhne Rüdiger und Arnd geboren.

Erst aufgrund der Inflation (1923) geriet Lettow-Vorbeck in wirtschaftliche Probleme. Er zog nach Bremen, wo er zunächst für den Bankenverein, dann bis 1928 für eine Großhandelsfirma arbeitete. Der Umzug nach Bremen erfolgte auch deshalb, weil der Bremer Bankenverein und die „Koloniale Arbeitsgemeinschaft Bremen“ ein Mann leitete, der Lettow-Vorbeck einlud, nach Bremen zu kommen: Justus Schottelius. Auf dessen Initiative erhielt Lettow-Vorbeck eine Stelle im Bankenverein sowie ein großzügig finanziertes Haus.

1928 trat Lettow-Vorbeck als Abgeordneter der monarchistisch-antidemokratischen DNVP in den Reichstag ein, dem er bis 1930 angehörte. In Bremen wurden seine Töchter Heloise und Ursula geboren.

Als Reichstagsabgeordneter, der Admiral Tirpitz nachgefolgt war, setzte sich Lettow-Vorbeck vor allem für die Wiederaufrüstung ein, verlangte ein hartes Militärstrafrecht, das er mit seinen Erfahrungen in Deutsch-Ostafrika begründete und engagierte sich für die vormilitärische Ausbildung der Jugend. Auch setzte sich Lettow-Vorbeck für die Zahlung des noch ausstehenden Soldes an die ehemaligen Askaris ein, um den Kern seiner Propaganda zu stützen, wonach sich die deutsche Kolonialherrschaft vorteilhaft für die Afrikaner ausgewirkt habe.

An der parlamentarischen Arbeit war Lettow-Vorbeck kaum interessiert und begnügte sich mit der Rolle des Hinterbänklers. Nur dreimal stand er am Rednerpult, wobei er jeweils über militärische Fragen sprach.

1929 unterstützte Lettow-Vorbeck gemeinsam mit Stahlhelm und NSDAP das Volksbegehren gegen den Youngplan, der die Zahlung der Reparationen regeln sollte; im „Reichsausschuss“, der das Volksbegehren organisierte, saß er neben Hitler und dem DNVP-Vorsitzenden Alfred Hugenberg.

Bereits Ende der 20er-Jahre begrüßte Lettow-Vorbeck den Aufstieg der Nationalsozialisten und forderte 1932 vom Innen- und Reichswehrminister Groener, das Verbot von SA und SS aufzuheben. Lettow-Vorbeck erschien dieses Verbot unverständlich: die NS-Bewegung sei „ungeheuer wertvoll“, denn in ihr versammle sich die „beste deutsche Jugend“. Unter der Führung Hitlers werde Deutschland auch „die ihm zustehenden Kolonien“ erhalten.

Besonders intensiv hasste Lettow-Vorbeck die SPD. Als Hugenberg 1930 den sozialdemokratischen Antrag unterstützte, die erste „Notverordnung“ der Regierung Brüning aufzuheben, verließ Lettow-Vorbeck die DNVP und schloss sich der innerparteilichen Opposition an, die sich unter Führung des Grafen Westarp von der DNVP abgespaltete und als „Konservative Volkspartei“ die politische Bühne betrat.

Der Westarp-Flügel der DNVP unterschied sich von Hugenberg letztlich nur taktisch. Die Konservative Volkspartei wollte im Gegensatz zu Hugenberg das Präsidialkabinett Brüning unterstützen. Brüning und Hindenburg, so hoffte die KVP, seien entschlossen, einen autoritären Staat zu schaffen.

Jedoch sagte sich Lettow-Vorbeck schon nach der Reichstagswahl vom September 1930 aufgrund interner Streitigkeiten von der marginalisierten Westarp-Gruppierung los. Lettow-Vorbeck trug dazu bei, die DNVP zu schwächen, während die Konservative Volkspartei im politischen Nirgendwo endete. Ernsthaft interessierten ihn Parteien und Parlamente nicht; damit endete Lettow-Vorbecks gescheitertes parteipolitisches Engagement.

In der Weimarer Zeit propagierte er, dass es notwendig sei, neue deutsche Kolonien zu erwerben und wollte „Lebensraum“ auch im Osten gewinnen. Auch sei Deutschland wieder aufzurüsten. Den demokratischen Staat bekämpfte Lettow-Vorbeck, verbreitete die Dolchstoßlegende, bekannte sich zur Rasseideologie und bejahte den Antisemitismus.

Hinsichtlich deutscher Kolonien vertrat Lettow-Vorbeck die seit dem späten 19. Jahrhundert bekannten Anschauungen. Neues fügte er nicht hinzu. So schrieb er im Jahr 1924: „Unser Bevölkerungsüberschuss kann nicht abwandern. Millionen von Deutschen müssen langsam dahinsiechen oder sich gegenseitig die Köpfe einschlagen, wenn wir keinen Ersatz erhalten für die uns genommenen Kolonien“. Auch seien Kolonien ökonomisch wertvoll. Es waren punktgenau die gleichen unsinnigen Thesen, die schon Carl Peters (und Cecil Rhodes) vertreten hatten.

Den Kolonialismus verknüpfte er mit der Lebensraumideologie der Nationalsozialisten. 1928 erklärte Lettow-Vorbeck: „Mehr Raum für unser Volk, Raum im Osten und Raum in Kolonien“. Auch Hans Grimm, ehemals Kaufmann und Farmer in Südafrika, formulierte diese gleichsam zweifache Lebensraum-Doktrin 1926 in seinem Roman „Volk ohne Raum“.

Neben zahlreichen Vorträgen und Reden, in denen Lettow-Vorbeck seine Anschauungen verbreitete, schrieb er vier propagandistische Bücher. 1) „Um Vaterland und Kolonie“ (1919), in dem er die Rückgabe aller ehemaligen deutschen Kolonien forderte; diese seien für Deutschland als Großmacht lebensnotwendig. 2) „Heia Safari!“ (1920) sein bekanntestes, besonders publikumswirksames, speziell an die Jugend gewandtes Buch, das eine Auflage von hunderttausenden Exemplaren erreichte. In diesem Buch schilderte Lettow-Vorbeck den Krieg in Ostafrika aus seiner Sicht und wiederholt die falsche Behauptung, dass er „unbesiegt“ gegen eine „gewaltige Übermacht“ ausgeharrt habe – und noch jahrelang (!) hätte weitermachen können, wäre nicht der „Dolchstoß“ dazwischen gekommen.

3) „Meine Erinnerungen aus Ostafrika“ (1920); hier erzählte Lettow-Vorbeck nochmals, wie er den Krieg in Ostafrika erlebt hatte, und verbreitet die heute widerlegte These, dass er 300 000 alliierte Soldaten gebunden habe. Interessanterweise berichtet Lettow-Vorbeck in diesem Buch über desertierte Askaris und aufständische Bevölkerungsgruppen. 4) „Was mir die Engländer über Ostafrika erzählten“ (1932, zweite Auflage 1939). In diesem Buch wurden die gerade erwähnten Berichte quasi gelöscht; die Rede war jetzt nur noch von ritterlicher Kriegsführung. Zwar nannten ihn die Askaris, wie bereits erwähnt, den „Herrn, der unser Leichentuch schneidert“, aber er behauptete jetzt dennoch wider besseres Wissen, dass kein Askari desertiert sei.

Nach wie vor erfreute sich Lettow-Vorbeck in Großbritannien einer bemerkenswerten Beliebtheit. Ende 1929 nahm er in London auf Einladung an einem „Veteranentreffen“ britischer und deutscher Ostafrikakämpfer teil. Britische Veteranen hielten ihn für einen „wirklich wunderbaren Mann“, der in Ostafrika eine „tolle Vorstellung“ geboten habe. Den Krieg als sportliche Angelegenheit misszuverstehen, wurzelt in Teilen der angelsächsischen Tradition.

An dieser Stelle sei daran erinnert, dass ein Mangel der beiden Lettow-Vorbeck-Biografien darin besteht, den General isoliert zu betrachten, dass heißt nicht oder nur beiläufig darauf hinzuweisen, dass ganz ähnliche kolonialpolitische und rasseideologische Doktrinen, wie sie Lettow-Vorbeck vertrat, auch in westeuropäischen Ländern existierten. Für eine historische Analyse des Phänomens „Kolonialismus“ reicht es bei weitem nicht aus, nur Deutschland zu betrachten.

Lettow-Vorbeck verstand sich als leidenschaftlicher Antisemit. Die „verlogenen“ Massai in Ostafrika hielt er für „Urjuden“. Der „Nationalverband Deutscher Offiziere“, dem Lettow-Vorbeck angehörte, verlangte, die „Vorherrschaft des Judentums“ in Deutschland zu brechen und das Kaiserreich wiederherzustellen. Deutschland befände sich „in international-jüdisch-marxistischen Händen“.

Der Bund „Stahlhelm“, dessen Ehrenmitglied Lettow-Vorbeck seit November 1919 war, bekämpfte die Weimarer Demokratie genauso wie den „Händlergeist des Judentums“. Im April 1928 erklärte Lettow-Vorbeck auf einer Wahlkampfveranstaltung der DNVP, dass die Ergebnisse der „Rassenforschung und Rassenhygiene“ auf Deutschland anzuwenden seien. Vorträge hielt er auch in Versammlungen des antisemitischen „Deutsch-Völkischen-Schutz- und Trutzbundes“.

Der Generalmajor a. D. entwickelte eine geradezu propagandistische Hyperaktivität. Außer den bereits erwähnten Organisationen gehörte er auch noch dem Ehrenpräsidium des „Verbandes Marinejugend Vaterland“ an, dem „Deutschen Reichsverband für die geistige Bekämpfung des Bolschewismus“, dem „Gemeinsamen Ausschuss zur Bekämpfung der Kriegs-

schuldlüge“ sowie der „Gaa-Gesellschaft“ - alles antirepublikanische Organisationen der extremen Rechten.

Selbstverständlich betätigte er sich als Mitglied in mehreren kolonialen Vereinigungen, darunter dem „Kolonial-Kriegerbund“, dem „Verein ehemaliger Offiziere der Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika“ und dem „Kolonialbund deutscher Pfadfinder“.

Auch den „Reichsverband für deutsche Filmkunst“ unterstützte der General im Sinne kolonialpolitischer Ambitionen. 1919 wäre beinahe ein Ufa-Film über den Krieg in Deutsch-Ostafrika gedreht worden, in dem Lettow-Vorbeck in einigen Szenen auftreten sollte.

Am 6. Juli 1932 hielt Lettow-Vorbeck bei der Einweihung des Kolonial-Ehrenmals in Bremen eine Rede. Erneut wiederholte er altbekannte Thesen. „Ein großes Volk muss Kolonien haben, um leben zu können. Ohne Kolonien muss ein blühendes Volk ersticken“, denn es verliere überschüssige Bevölkerung an das Ausland.

Trotz Lettow-Vorbecks unermüdlicher Agitation schlug der koloniale Gedanke im damaligen Deutschland keine tiefen Wurzeln. Im April 1922 vereinigten sich verschiedene deutsche Kolonialvereine zur „Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft“ (KORAG). Daneben existierte noch die „Deutsche Kolonialgesellschaft“. Sie warben und agitierten für den Neuerwerb deutscher Kolonien, versuchten die „Kolonialschuldlüge“ der Alliierten zu widerlegen, erreichten aber nur ein sehr begrenztes Publikum, das im Wesentlichen unter sich blieb.

Der KORAG gehörten lediglich einige zehntausend Mitglieder an; koloniale Veteranen wie Heinrich Schnee, der ehemalige Freikorpsführer General Ritter von Epp und General Georg Maercker gaben die Richtung vor. (Epp hatte ebenfalls am Kapp-Putsch teilgenommen).

Gerade die deutsche Jugend, um die Lettow-Vorbeck intensiv warb, begeisterte sich wenig für den kolonialen Gedanken. Auch in fast allen Parteien der Weimarer Republik, deren Regierungen eingeschlossen, spielten kolonialpolitische Ansprüche allenfalls eine nachgeordnete Rolle. Das unterstreicht nur die Realitätsferne und sachliche Unhaltbarkeit der Kolonial-Propaganda des Lettow-Vorbeck. Einmal mehr ist Lettow-Vorbecks Scheitern zu konstatieren.

9. Lettow-Vorbeck im „Dritten Reich“

9.1 Die grundsätzliche Übereinstimmung

Es existieren nur wenige persönliche Quellen über Lettow-Vorbeck aus der Zeit des „Dritten Reichs“; möglicherweise haben er oder die Familie nach dem Krieg entsprechende Unterlagen `gesäubert`. Lettow-Vorbeck teilte mit den Nationalsozialisten eine große gemeinsame Schnittmenge ideologischer Überzeugungen. Am 25. September 1933 berief ihn der Bremer Bürgermeister Richard Markert (NSDAP) in den Bremer Staatsrat, wo sich Lettow-Vorbeck um koloniale Fragen kümmerte. Allerdings war der Staatsrat, der offiziell den Bremer Senat beraten sollte, nahezu bedeutungslos.

Die Machtübernahme der NSDAP war für Lettow-Vorbeck mit vielen positiven Konsequenzen verknüpft. Dennoch darf man in Lettow-Vorbeck keinen völligen Nationalsozialisten sehen. Seine wilhelminisch-altpreußische Denkweise störte sich an äußeren Erscheinungsformen der Nationalsozialisten, die er mitunter für soziale Emporkömmlinge hielt. Vertreter des Regimes, darunter Goebbels, hielten Lettow-Vorbeck für einen „Reaktionär“.

Keinesfalls änderten solche Differenzen die große politisch-ideologische Kongruenz zwischen Lettow-Vorbeck und der NS-Bewegung. Der General hielt die Nationalsozialisten schon deshalb für notwendig, weil die traditionellen Eliten ihrer bedurften, um die Demokratie zu beseitigen.

Im April 1933 gratulierte Lettow-Vorbeck Hindenburg dafür, dass er Hitler zum Reichskanzler ernannt habe. Stahlhelm und Nationalsozialismus müssten kooperieren; hierfür empfahl er sich selbst als eine der Persönlichkeiten, die „ein warmes Herz für Stahlhelm und Nationalsozialismus“ haben. Bei der Übernahme des Stahlhelms in die Reserve der SA kam es zu Ausschreitungen. SA-Leute beschädigten Lettow-Vorbecks Bremer Büro und attackierten Mitglieder des Stahlhelms. Lettow-Vorbeck protestierte bei Hindenburg und Hitler, aber ohne etwas zu bewirken.

Trotzdem verblieb er in der Reserve der SA, trat aber nicht in die NSDAP ein. 1933 meldete er seine Söhne Rüdiger und Arnd für den Besuch der „Nationalpolitischen Erziehungsanstalt“ in Plön an, wo die „Elite“ des Regime ausgebildet wurde. Die vom Nationalsozialismus vollzogenen Gleichschaltungen, auch Konzentrationslager, in denen Gegner der neuen Machthaber saßen, erschienen Lettow-Vorbeck notwendig.

„Wir Ostafrikaner“, sagte Lettow-Vorbeck im November 1934 anlässlich der Gedächtnisfeier zum 20-jährigen Jubiläum der Tanga-Schlacht, „waren mit unseren Forderungen der vollen Einsatzbereitschaft und der soldatischen Tugenden die Vorkämpfer des neuen (nationalsozialistischen) Deutschland“.

Seine 1920 unterbrochene militärische Karriere setzte er im Dritten Reich nicht fort, obwohl es einen Moment lang möglich schien, dass alte Zeiten wiederkehrten. Im August 1933 lud ihn ein südafrikanischer Minister ein, in Südafrika eine Polizeitruppe aufzubauen. Lettow-Vorbeck war hierzu bereit; eine solche Truppe, glaubte er, könne Frankreich davon abhalten, afrikanische Kolonialsoldaten in Europa einzusetzen!

Warum Lettow-Vorbeck dieses Angebot ausschlug (oder ablehnen musste), konnte bisher nicht geklärt werden. Möglicherweise hat taktische Rücksichtnahme auf Großbritannien dabei eine Rolle gespielt. Denn Hitler bot London eine Art Herrschaftsteilung an – den Briten das Empire, für Deutschland den Kontinent. Schon deshalb war der Gestaltungsraum für eine neue deutsche Kolonialpolitik eng begrenzt.

1936 wurde Lettow-Vorbeck kurzfristig für die Reserve der Wehrmacht reaktiviert; im Mobilmachungsfall sollte Lettow-Vorbeck als „Kommandierender General des stellvertretenden Generalkommandos des XI. Armeekorps“ in Hannover zur Verfügung stehen. Im Herbst 1938 wurde der damals fast 70-Jährige zu einer Mobilmachungsübung einberufen; unmittelbar danach erhielt er seinen Abschied aus dem Wehrdienst. Der vom NS-Regime umschmeichelte Mann erhielt keinen realen Einfluss.

9.2 Lettow-Vorbeck als militärisches Idol

Die nationalsozialistische Führung schätzte ihn vor allem als Heldenfigur eines `heroischen` Soldatentums. Kasernen, Schulen und Straßen wurden nach Lettow-Vorbeck benannt. Als er im Februar 1938 sein 50-jähriges Militärjubiläum feierte, wurden die an ihn gerichteten Glückwunschriften Hitlers und der Wehrmachtführung in den Tageszeitungen abgedruckt.

Die NSDAP verlieh ihm zahlreiche Ehrentitel. Im August 1939 ernannte ihn Hitler zum „General zur besonderen Verwendung“. Obwohl es sich hierbei nur um eine formale Auszeichnung handelte, hoffte Lettow-Vorbeck trotzdem, im Kriegsfall eingesetzt zu werden.

In den Jahren des „Dritten Reichs“ erfolgte geradezu die Apotheose Lettow-Vorbecks als Kriegsheld. Wie kaum ein anderer schien er die kriegerischen Werte des „Dritten Reichs“ zu verkörpern. Bei der Einweihung der „Lettow-Vorbeck-Kaserne“ in Bremen erklärte Generalleutnant Strauß, dass der Name Lettow-Vorbeck „ein Symbol deutscher soldatischer Pflichterfüllung“ sei. Unter Führung Lettow-Vorbecks vollbrachte die Schutztruppe in Ostafrika ihre Heldentaten, weil sie von seinem Geist durchdrungen gewesen sei: „Kampfeswille, Tatendrang, Einsatzbereitschaft bis zum Tode, Entschlossenheit, Kameradschaft und Gehorsam!“ Diesen Geist trage die junge Wehrmacht als „heiliges Vermächtnis“ weiter.

Unter ihrem „genialen Führer Lettow-Vorbeck“, schrieb der Historiker Ernst Gerhard Jacob, habe die Schutztruppe 300 000 gegnerische Soldaten gebunden. „Die deutsche Truppe unter General Lettow-Vorbeck blieb unbesiegt. England verlor diesen Krieg in Ostafrika“. Erst als ihn „die Heimat im Stich“ ließ, habe er die Waffen niederlegen müssen. Der ehemalige Bezirksamtman von Tanga, Walter von Saint-Paul-Illaire, dichtete das „Tangalied“: „Die Stadt soll sich ergeben, doch Lettow-Vorbeck lacht, wie tapfer sie auch stritten, Held Lettow schlug die Briten: Zweitausend ließ er tot“.

9.3 Der gescheiterte Propagandist

In Lettow-Vorbeck verehrte das Regime den Soldaten und Kriegshelden. Erst in zweiter Linie nahm man ihn als Kolonial-Propheten zur Kenntnis. Dabei hatte Lettow-Vorbeck mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten große kolonialpolitische Hoffnungen verknüpft. In ihrem 25-Punkte-Programm von 1920 forderte die NSDAP „Kolonien zur Ernährung unseres Volkes und Ansiedlung unseres Bevölkerungsüberschusses“.

Dennoch folgten diesen Ankündigungen nach 1933 fast nur Rhetorik und Propaganda. Die Haltung der Nationalsozialisten zur Kolonialfrage blieb zwiespältig; offiziell wurde, auch durch Hitler, hin und wieder der Neuerwerb von Kolonien gefordert; doch blieb diese Frage von untergeordneter Bedeutung. In der tatsächlichen Politik spielten koloniale Ansprüche eine geringe Rolle.

Das Expansionsstreben der Nationalsozialisten war gen Osten ausgerichtet und kontinental orientiert. Auf lange Sicht, nach der Niederwerfung der Sowjetunion, hätte das Projekt eines neuen deutschen Kolonialreiches gemäß dem Hitlerschen „Stufenplan“ möglicherweise neue Bedeutung erlangt.

Obwohl Lettow-Vorbeck nach 1933 keine weiteren Bücher schrieb, hielt seine Propaganda zugunsten des Erwerbes neuer Kolonien unvermindert an. Insbesondere hielt er zahlreiche Vorträge über dieses Thema, wobei er unter anderem vom Reichskolonial- und Reichskriegerbund eingeladen wurde.

Im Mai 1934 betonte Lettow-Vorbeck dem „Düsseldorfer Industrieclub“ gegenüber, dass er „Lebensraum“ in Afrika einem Ostimperium vorziehe, weil der Osten dichter besiedelt sei als Afrika. Auch diese Differenz in Bezug auf den Nationalsozialismus war nicht prinzipieller Natur, denn Lettow-Vorbeck bejahte, wie bereits festgestellt, grundsätzlich auch den Lebensraumgewinn im Osten.

Etwa zur gleichen Zeit (1934) verbot Goebbels der deutschen Presse, die Frage zu erörtern, ob Deutsche in Übersee leben und siedeln sollten. Zwischen 1936 und 1938 lebte die kolonialistische Agitation kurzzeitig wieder auf. Lettow-Vorbecks Kolonial-Propaganda diente in den Augen des Nationalsozialismus wesentlich dem Zweck, vor allem das `wilhelminisch`geprägte Bürgertum an das Regime zu binden.

Der wohl letzte große Propaganda-Auftritt Lettow-Vorbecks fand am 25. August 1942 in Hamburg statt. Der NS-Reichskolonialbund organisierte diese Veranstaltung, auf der Lettow-Vorbeck eine Rede hielt. Gruppierungen der NSDAP und eine Flak-Abteilung waren zu seinen Ehren aufmarschiert und spielten das Lied „Heia, Heia Safari!“. Dann hielt Lettow-Vorbeck einen Vortrag über den Krieg in Ostafrika; beendet wurde die Feier mit einer „Führer-Ehrung“.

Alles vordergründige Getrommel täuschte über den Niedergang der kolonialen Bewegung im „Dritten Reich“ nicht hinweg. Die „Deutsche Kolonialgesellschaft“ und die „KORAG“ hatten 1933 eher die DNVP als die Nationalsozialisten unterstützt.

Auch die beiden kolonialpolitischen Organisationen der Weimarer Zeit unterlagen im „Dritten Reich“ der Gleichschaltung. An die Stelle der KORAG trat schon 1933 der „Reichskolonialbund“, der Mitte der 30er-Jahre etwa eine Million Mitglieder zählte und von Heinrich Schnee geleitet wurde. Die kolonialen Jugendverbände wurden als „Kolonialscharen“ in die Hitlerjugend überführt. Die „Deutsche Kolonialgesellschaft“ trat 1936 in den Reichskolonialbund ein, den nun Franz Ritter von Epp leitete, dem auch das Kolonialpolitische Amt der NSDAP unterstand.

Die Aufstellung zahlreicher Kolonialdenkmäler, die Beschwörung der Taten von Carl Peters und Lettow-Vorbeck, dienten eher der Verbreitung kriegerischer und rassistisch-imperialer Ideale, während das eigentliche `Ziel` der Nationalsozialisten im Osten lag. Seit 1939 ging die kolonialpolitische Propaganda stark zurück, und ab Januar 1943 beendeten der Reichskolonialbund und das Kolonialpolitische Amt ihre Aktivitäten.

Obwohl die koloniale Bewegung im „Dritten Reich“ scheiterte, darf nicht übersehen werden, dass sie ideologisch den Nationalsozialismus wesentlich mit vorbereitete, insofern sie die Idee des „Lebensraums“ und das Prinzip der „Herrenrasse“ bereits vor dem Ersten Weltkrieg in wesentlichen Zügen mit ausformulierte und teilweise auch verwirklichte. Dieser geistesgeschichtliche `Verknüpfungspunkt` hat eine wichtige historische Bedeutung.

9.4 Loyal bis zum Schluss

Die Schlussphase des Zweiten Weltkriegs brachte für Lettow-Vorbeck politisch und privat eine doppelte Katastrophe. 1940 fiel Sohn Rüdiger in Frankreich, der zweite Sohn Arnd kam 1941 in der Sowjetunion ums Leben. Im September 1944 wurde Lettow-Vorbecks Haus in Bremen durch Bombenangriffe zerstört. Er zog in das Gutsschloss seines Freundes Graf Waldersee in Waterneversdorff bei Plön (Schleswig-Holstein), wo er das Kriegsende erlebte. Die deutsche Niederlage im Zweiten Weltkrieg besiegelte das Ende aller kolonialpolitischen Phantastereien, die Lettow-Vorbeck bis ins hohe Alter hegte. Er stand vor dem Scherbenhaufen seines Lebens.

Nach 1945 behauptete Lettow-Vorbeck, dass er bei den nationalsozialistischen Machthabern in Ungnade gefallen sei und über den Militärbefehlshaber von Frankreich, General von Stülpnagel, Kontakte zum Widerstand geknüpft habe. Mit alledem war es nicht weit her. 1944 hatte

Lettow-Vorbeck geäußert, dass es notwendig sei, „sich geschlossen hinter die nun einmal vorhandene Führung zu stellen“; auf den Einsatz von „Wunderwaffen“ sei zu hoffen. In aussichtsloser Lage einen sinnlosen Krieg fortzusetzen, hätte Lettow-Vorbeck bekannt vorkommen müssen.

Als der Krieg vorüber war, kritisierte Lettow-Vorbeck Hitlers „Maßlosigkeit“ und mehr noch dessen „militärischen Dilettantismus“. Den Krieg hätte Deutschland, glaubte Lettow-Vorbeck sogar nach 1945, durchaus gewinnen können. Doch fehlten Hitler „Niveau und Können“. Hätte Lettow-Vorbeck an Hitlers Stelle gesiegt? Die vom NS-Regime begangenen Verbrechen bedauerte er nie.

10. Unbelehrbar, verehrt, kritisiert

10.1 Alt-neue Propaganda

Die ersten Jahre nach dem Kriegsende befand sich Lettow-Vorbeck in einer schwierigen wirtschaftlichen Situation. Aufgrund der Währungsreform und weil seine Generalspension deutlich reduziert wurde, blieb er zunächst in Waterneversdorff und verdiente seinen Lebensunterhalt mit der Herstellung von Hornknöpfen aus Hirschgeweihen. Anfang der 50er-Jahre setzten die Pensionszahlungen für Lettow-Vorbeck wieder ein. Als sich die wirtschaftliche Situation der Familie besserte, zog sie im September 1952 nach Hamburg in eine Wohnung.

Die in der Hansestadt zahlreich vertretenen ehemaligen Deutsch-Ostafrikaner unterstützten Lettow-Vorbeck, der bereits im Januar 1953 – als 83-Jähriger - nach Afrika reiste und ehemalige deutsche Kolonien aufsuchte. Der Anstoß zur Reise, über die Lettow-Vorbeck für die „Deutsche Illustrierte“ berichtete, soll von der damaligen südafrikanischen Regierung gekommen sein.

In Südwestafrika besuchte er im Stil eines Touristen, der sich stolz an frühere Taten erinnert, Schlachtfelder aus der Zeit des Herero-Aufstandes, ging dann für zwei Tage nach Südafrika, wo ihn der Ministerpräsident Daniel Francois Malan empfing. Im ostafrikanischen Darressalam angekommen, begrüßten ihn etwa 400 ehemalige Askaris. Auch in Ostafrika besuchte Lettow-Vorbeck Gefechtsfelder aus der Zeit des Ersten Weltkriegs. Auf der Rückreise wurde Lettow-Vorbeck in Ägypten vom Ministerpräsidenten Nagib empfangen.

Als der Greis im April 1953 nach Hamburg zurückkehrte, erfuhr er vom Tod seiner Frau. Wenig später veröffentlichte Lettow-Vorbeck das Buch „Afrika, wie ich es wiedersah“ (1955), in dem er nochmals den Kolonialismus rechtfertigte und eine neue deutsche Kolonialpolitik forderte. Um „Deutschland die Lebensluft zu lassen, die es zu seiner Existenz braucht“, hielt er es immer noch für notwendig, Deutschland mit kolonialen Aufgaben zu betrauen.

Außerdem hätten erst die Europäer Afrika „zivilisiert“ und für das Wohl der Afrikaner gesorgt. (Einzelne westdeutsche Politiker der 50er-Jahre dachten an eine deutsche „Treuhandverwaltung“ für Togo und das ehemalige Deutsch-Ostafrika, das nun Tanganjika hieß). Lettow-Vorbecks 1955 publiziertes Afrika-Buch offenbarte eine oberflächliche, ideologisch verzerrte Sichtweise.

Ein Jahr zuvor (1954) hatte Lettow-Vorbeck das für die Jugend bestimmte Buch „Kwa Heri, Bwana!“ veröffentlicht, in dem er seine Lebensgeschichte vom „Boxeraufstand“ bis

1918 darstellte. Die afrikanischen „Eingeborenen“, hieß es hier, bedürften auch künftig „der Unterweisung und Leitung“ durch Europäer.

Noch in den 50er-Jahren hielt der Pensionär Vorträge über kolonialpolitische Themen; sein Ansehen in Großbritannien blieb ungetrübt. Jedoch spielte die deutsche Kolonialvergangenheit im Nachkriegsdeutschland keine wesentliche Rolle. Das historische Interesse lag weit stärker auf dem „Dritten Reich“.

1957 erschienen Lettow-Vorbecks Memoiren: „Mein Leben“. Darin vertrat er erneut die These von der „Kräftebindung“. Bis zuletzt glaubte er, alles richtig gemacht zu haben. Aber weder mit Büchern noch durch Vorträge konnte Lettow-Vorbeck die Resonanz früherer Jahre aufleben lassen.

Seine Geburtsstadt Saarlouis ernannte ihn 1956 zu ihrem Ehrenbürger. Zu seinem 90. Geburtstag 1960 erhielt Lettow-Vorbeck Glückwünsche unter anderem von Bundeskanzler Adenauer und Verteidigungsminister Strauß. Die letzten Lebensjahre verbrachte Paul von Lettow-Vorbeck weiterhin in Hamburg, wo er am 9. März 1964, fast 93 Jahre alt, starb.

10.2 Das „Nachleben“

Am 13. März 1964 fand im schleswig-holsteinischen Pronstorf die Beerdigung statt. Die von der Bundeswehr ausgerichtete Totenfeier setzte den Lettow-Vorbeck-Mythos fort. Sogar zwei ehemalige Askaris hatte man zur Beerdigung eingeflogen.

Die Trauerrede hielt der damalige Bundesverteidigungsminister Kai-Uwe von Hassel (CDU), Sohn eines Offiziers der Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika. Hassel betonte, dass Lettow-Vorbeck „wahrlich im Felde unbesiegt“ gewesen sei. Lettow-Vorbeck habe stets das „Gesetz der Menschlichkeit, der Sitte und des Rechts eingehalten“. Daher sei Lettow-Vorbeck „eine der großen Gestalten, die das Recht beanspruchen dürfen, Leitbild genannt zu werden“. Nur vereinzelte Stimmen erhoben damals Einspruch gegen diese Sichtweise.

Dass Lettow-Vorbeck zumindest noch lange Zeit der Bundeswehr als Vorbild diene, war nicht nur auf eine profunde Unkenntnis der Tatsachen zurückzuführen und dem Wunsch, Leitbilder für die Bundeswehr zu finden, sofern diese dem Nationalsozialismus (scheinbar) fernstanden.

In der damaligen Wahrnehmung vieler Zeitgenossen verkörperte Lettow-Vorbeck das positiv beurteilte wilhelminische Deutschland, von dem man annahm, dass es keine Kontinuitäten zum „Dritten Reich“ aufweise. Einen historischen Zusammenhang zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg wollten viele nicht erkennen. Erst im Zuge der (westdeutschen) Fischer-Kontroverse, in deren Verlauf auch die deutsche koloniale Vergangenheit kritisch betrachtet wurde, begann sich dieses Bild seit Mitte der 60er-Jahre in der Alt-Bundesrepublik zu ändern.

Hierbei ist auch die im Oktober 1966 ausgestrahlte ARD-Dokumentation von Ralph Giordano zu erwähnen, die unter dem Titel „Heia Safari!“ gezeigt wurde. Diese Sendung widerlegte die falsche „Legende von der deutschen Kolonialidylle in Afrika“.

Neben den drei bereits vorhandenen, nach Lettow-Vorbeck benannten Kasernen in Bremen, Hamburg und Leer erhielt 1962 eine neu errichtete Kaserne in Bad Segeberg den Namen des Generals. Nach 1990 wurden die Kasernen in Hamburg, Bremen und Bad Segeberg infolge der Neustrukturierung der Bundeswehr aufgelöst. Die nach Lettow-Vorbeck benannte Ka-

serne in Leer erhielt 2010 einen anderen Namen. Straßen mit Lettow-Vorbecks Namen wurden in letzter Zeit größtenteils umbenannt.

Auf die prinzipielle Verfehltheit des europäischen Kolonialimperialismus und dessen Verknüpfung zur deutschen Geschichte wurde hingewiesen. Deutschland hätte seine Kolonien in jedem Fall eingebüßt – ob mit oder ohne Lettow-Vorbeck. Sogar wenn das Kaiserreich den Ersten Weltkrieg gewonnen hätte, wären die Kolonien irgendwann verloren gegangen.

Das persönliche Debakel Lettow-Vorbecks war mit dem *generellen* Scheitern des westlichen Kolonialismus *und* dem Niedergang der deutschen Nation gleichermaßen kausal verbunden. Erst der Zusammenhang dieser Katastrophen macht aus Paul von Lettow-Vorbeck eine historisch bedeutsame Persönlichkeit.

Als Lettow-Vorbeck 1964 starb, da hatte bereits die folgenreiche *Umkehr* des europäischen Kolonialismus begonnen. Jeder historische Trend, heißt es bei Fontane, verkehrt sich in das eigene Gegenteil. Somit gilt immer noch Fontanes eingangs zitiertes Diktum: „Die ganze Kolonisationspolitik ist ein Blödsinn. Jeder hat sich da zu bewähren, wohin ihn Gott gestellt hat, nicht in einem fremden Nest“.

11. Literatur

- 1) Winfried Baumgart, Der Imperialismus. Idee und Wirklichkeit der englischen und französischen Kolonialexpansion 1880-1914, Wiesbaden 1975
- 2) Charles W. Boyd (Hrsg.), Mr. Chamberlain´s Speeches, Bd. 2, London 1914
- 3) Jens Ivo Engels, Kleine Geschichte der Dritten französischen Republik (1870-1940), Köln 2007
- 4) Sitzungsprotokolle des Deutschen Reichstags 1884/85
- 5) Alexander Emmerich, Die Geschichte der Deutschen in Afrika. Von 1600 bis in die Gegenwart, Köln 2013
- 6) Horst Gründer, Eine Geschichte der europäischen Expansion. Von Entdeckern und Eroberern zum Kolonialismus, Stuttgart 2003
- 7) Ders., Geschichte der deutschen Kolonien, 6. Aufl., Paderborn 2012
- 8) Ders., Welteroberung und Christentum. Ein Handbuch zur Geschichte der Neuzeit, Gütersloh 1992
- 9) Ludwig Helbig, Imperialismus. Das deutsche Beispiel, Frankfurt/Main 1975
- 10) Alexander von Humboldt, Über die Freiheit des Menschen. Auf der Suche nach Wahrheit, hrsg. von Manfred Osten, Frankfurt/Main 1999

- 11) Throralf Klein u. Frank Schumacher (Hrsg.), Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus, Hamburg 2006
 - 12) Paul von Lettow-Vorbeck, Afrika, Wie ich es wiedersah, München 1955
 - 13) Ders., Heia Safarai! Deutschlands Kampf um Ostafrika, Leipzig 1920
 - 14) Ders., Meine Erinnerungen aus Ostafrika, Leipzig 1920
 - 15) Ders., Mein Leben, Biberach 1957
 - 16) Eckard Michels, „Der Held von Deutsch-Ostafrika“. Paul von Lettow-Vorbeck. Ein preußischer Kolonialoffizier, Paderborn u. a. 2008
 - 17) Hans Mommsen, Die verspielte Freiheit. Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918 bis 1933, Frankfurt/Main, Berlin 1990
 - 18) Wolfgang J. Mommsen, Imperialismus. Seine geistigen, politischen und wirtschaftlichen Grundlagen. Ein Quellen- und Arbeitsbuch, Hamburg 1977
 - 19) Ders., Imperialismustheorien. Ein Überblick über die neueren Imperialismusinterpretationen, 3. Aufl., Göttingen 1987
 - 20) Jürgen Osterhammel, Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen, 2. Aufl., München 1997
 - 21) Wolfgang Reinhard, Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 4, Stuttgart 1990
 - 22) Heinrich Schnee, Deutsch-Ostafrika im Weltkrieg. Wie wir lebten und kämpften, Leipzig 1919
 - 23) Uwe Schulte-Varendorff, Kolonialheld für Kaiser und Führer. General Lettow-Vorbeck. Mythos und Wirklichkeit, Berlin 2006
 - 24) Winfried Speitkamp, Deutsche Kolonialgeschichte, 3. Aufl., Stuttgart 2014
 - 25) Uwe Wieben, Carl Peters. Das Leben eines deutschen Kolonialisten, Rostock 2000
- Akte Lettow-Vorbeck aus den „Steglitzer Köpfen“ des Museums Steglitz in Berlin